



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Der Tambour von Wagram**

**Saint-Hilaire, Emile Marco de**

**Leipzig, 1846**

Rubens. Von Alexander Dumas.

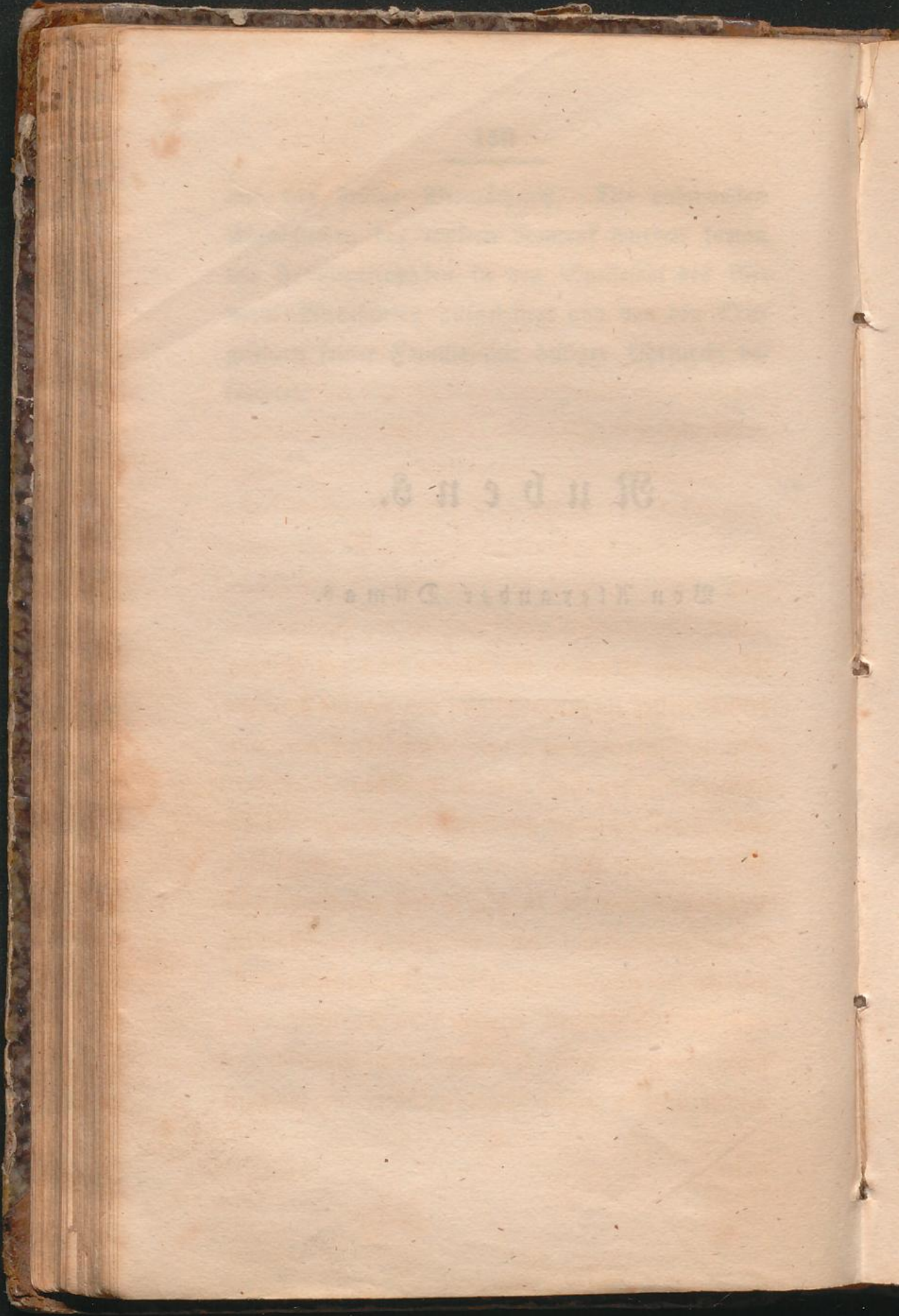
---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-60002](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-60002)

R u b e n s.

Von Alexander Dumas.

---



An einem Morgen, im Monat Mai des Jahres 1600, verließ ein junger Mann von zwei bis dreiundzwanzig Jahren, von angenehmem Aeußeren, mit schönem blonden Haar, einem Bärtchen, edler Haltung, den Degen an der Seite, den breitkrämpigen Hut auf dem Haupte, ein Haus in der Stadt Antwerpen, um sich in den Palast des Erzherzogs Albert zu begeben. Aus der Weise zu schließen, mit der er eintrat, mußte der Unbekannte durchaus mit den Mitteln, wie man zu Sr. Hoheit gelange, vertraut seyn. Er wurde auch alsogleich gemeldet und in einen Saal geführt, in welchem

sich der Erzherzog befand. Der Prinz wandte sich zu dem Angekommenen:

„Seyd Ihr's doch, Meister Rubens!“

„Ich selbst, mein gnädigster Herr, der sich Euch naht mit dem Gesuche: Ew. Hoheit möge ihm wieder so huldvoll seyn, wie Ihr Euch ihm stets bewiesen.“

„Sprecht, Meister, Alles, was wir für Euch thun können, soll mit Freuden geschehen.“

Der Erzherzog gab dem Maler durch eine Geberde zu verstehen, sich zu setzen.

„Gnädigster Herr, fuhr Rubens fort, Ihr wißt, ich bin ein Schüler des Otto Venius. Nun trifft es sich unglücklicherweise, daß mein Lehrer, trotz seines Talentes, mich Nichts mehr lehren kann; da ich aber aus meiner Kunst eine ernste, heilige Sache machen will, muß ich hinausziehen und die Schöpfungen Derjenigen studiren, die sie bis zum Großen, Göttlichen erhoben haben. Ich will also Antwerpen verlassen, und ich kam hierher, um Ew. Hoheit zu ersuchen, mir Empfehlungsschreiben an die fremden Fürsten und Herren mitzugeben.“

„Eure Bitte ist Euch gewährt, Meister, entgegenete herablassend der Erzherzog, doch sagt mir,

steht Euer Entschluß so fest, daß Ihr Antwerpen ohne Bedauern verlasset?"

„Ich bin fest entschlossen, gnädigster Herr, doch wird mir der Abschied schwer. Ich lasse das Liebste, was ich hienieden habe, hier zurück: meine Mutter, Ew. Hoheit. Doch muß ich dem Rufe meines Geschicks gehorchen, das mich unablässig vorwärts treibt. Die staunende Bewunderung, welche die großen Maler Italiens während des sechszehnten Jahrhunderts erweckten, schwächt sich nach und nach, da die hohen Meister hinübergegangen sind; sie haben eine Schule hinterlassen, ihnen nachzufolgen, ihr Platz ist leer, man muß sich bestreben, ihn wieder zu besetzen. Die Malerei muß auch ihre Hierarchie haben, ist der Titel König schon vergeben, ist der Titel Prinz noch einzunehmen. Ich weiß es wohl, mein gnädigster Herr, es ist ein Ehrgeiz ohne Gleichen, daß ein Mann wie ich, mit seiner unscheinbaren Vergangenheit eine Zukunft erstreben will, Der gleich, die Michael Angelo, Raphael und Titian errangen. Ich aber will ihre Meisterwerke studiren und, dem Prometheus gleich, vom Himmel holen, was ich armer Sterblicher selbst nicht schaffen konnte.“

„Welche Stadt habt Ihr zu Eurem künftigen Aufenthalte gewählt? Welcher Schule wollt Ihr Euch anschließen?“

„Ich gehe nach Venedig, Ew. Hoheit! Studire dort den Giorgione, den Titian und Veronese. Dort freilich ist es nicht gerade, wo ich die Prinzipien der christlichen Kunst auffinde, wo sie Perugin und Batholomeo in sich aufnahmen, wie sie Savanarole fühlte; ich will zuvor die breite Pinselführung und die Macht der Farben der Venezianer bei ihren Werken beobachten. Dann gehe ich nach Rom, nach Florenz. Habe ich dort die großen Männer angestaunt, besuche ich die Götter, und habe ich ganz erfaßt, was sie gethan und was mir zu thun übrig bleibt, komme ich zurück, mein gnädigster Herr, zu Euch, zu meiner Mutter, und ich verlasse dann nicht wieder Antwerpen, so hoffe ich wenigstens.“

„So sey es denn, wie Ihr beschlossen habt, mein trefflicher Maler, entgegnete huldvoll der Erzherzog. Morgen schon sollen die Empfehlungsschreiben bereit seyn, deren Ihr kaum bedürfen werdet, wenn Ihr Euch selbst vorstellt. Nun reist glücklich und kehrt mir bald zurück.“

Der Erzherzog und der Maler nahmen von einander Abschied, nicht wie der Souverain und sein Unterthan, sondern wie zwei Freunde, die sich im Range gleich stehen. Am andern Tage erschien Rubens wieder in dem Palaste, nahm die gewichtigsten Empfehlungsschreiben in Empfang, und schon nach einigen Tagen trat der vom heißen Kunstgefühl durchglühete Meister seine Reise nach Venedig an. —

Von diesem Zeitpunkt an wird die Laufbahn dieses Meisters seltsam, glänzend und begebenheitsreich.

Wenn der Allmächtige in seiner Schöpfung ein großes Vorbild aufstellen will, begrenzt er es nicht, er spricht zu ihm: „Du wirst das seyn, was Du seyn willst, ohne jede andere Stütze als die eigene Kraft, ohne andere Regel als Dein Genie!“ Das Kind steigt hoch hinauf unter dieser göttlichen Offenbarung und wird es zu groß, um ein Mensch zu bleiben, machen wir andern Sterblichen einen Gott daraus.

Denke man sich also ein solches ideales Genie, einen fast überirdischen Künstler, der die höchste Stärke der Erfindung mit der Vollendung der Ausführung verbindet, und man hat einen richtigen



Begriff von Rubens. Man lasse im Geiste seine Schöpfungen an sich vorübergehen, und man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieser berühmte Mann einzig und unerreichbar dasteht. Nicht wie Raphael, eine schwermüthige Gestalt, die zu Träumen hinreißt, ist Rubens ein begeisterter Maler, der zum Anstaunen zwingt; er ist nicht wie Michael Angelo, ein finsterner isolirter Geist, er besitzt die feine Eleganz eines Cavaliers, nicht wie Bartholomeo ein Mönch, der eine Zelle zum Arbeiten haben muß; ist er ein Diplomat — ihm muß der Hof eines Königs offen stehen, um seine hohe Kunst auszuüben. Als Genie ein Chamäleon, das sich verwandeln kann, ist er als Mensch bald Maler, bald Gesandter, immer aber gleich groß.

Venedig war in der That der erste Punkt, dem die Blicke des feurigen und kräftigen jungen Meisters zugewendet waren.

Dort ging seinem Geiste das rechte Licht auf. Diese Stadt war gewissermaßen verwaist, sie war Wittwe, kein großer Meister lebte mehr dort; Rubens konnte also ungestört die Kunstschätze auffuchen und sie mit Muße studiren, sie im Geiste sondiren und zerlegen, wie der Anatom den Körper, ohne daß

ihn irgend ein Nebenbuhler daran verhinderte, oder ihn mit eifersüchtigem Auge betrachten könnte.

Er besuchte nach einander die drei Städte der Pracht: Venedig mit seinen Dogen, Rom mit seinen Palästen, Florenz mit seinen Medici's. Die erste, die Stadt des Genusses, des Lebens, nachlässig hingeworfen, an den Ufern des adriatischen Meeres, wie die Odaliske vor ihrem Spiegel, welche des Tages Gesänge und Wohlgerüche und Nachts Tumult und Schmachten aufzuweisen hat.

Die zweite, die heilige Stadt, hingelagert zwischen dem Colosseum und dem Vatikan, mit ihrer vergangenen Größe, und gegenwärtigen Heiligkeit, die Stirn mit der Doppelkrone geschmückt, die Kaiser und Päpste schmiedeten; mit ihrer poetischen und doch wirklichen Welt, mit Jupiter auf der einen, Christus auf der andern Seite. Rubens sollte die in Schlaf versunkene und von ihrer Vergangenheit träumende Stadt wieder aufwecken, ihre gefallene Größe wieder aufbauen, ihre verlöschende Herrlichkeit wieder anzünden; sehen, ob sie in ihren heidnischen Tempeln, oder in ihren christlichen Kirchen größer sey; er sollte die Leichname wieder aufwecken, die Sklaven neben die Apostel stellen, Ca-

ligula neben den heiligen Petrus. — Endlich Florenz, noch fieberhaft durch seine Bürgerkriege angeregt, durch seine letzte Prophezeiung in Stau-  
nen gesetzt, noch heiß von dem letzten Meuchelmord. Florenz, die Auserwählte, das seine Fürsten, die Medici's, und seinen Priester, den Savanarole, besaß.

Alle diese Herrlichkeiten überschaute Rubens anfangs mit dem Auge des Dichters, dann studirte er dieselben mit dem Geiste des Malers, der zweite sollte sich an den ersteren anlehnen.

Wie, war auch Italien gerade zu diesem Zwischenraume der Mühe werth, bewundert zu werden! Welche Namen hatte das so eben vergangene Jahrhundert aufzuweisen, wie war die Welt durch Kunst, Krieg und Religion aufgeregt! Michael Angelo, Leo X., Carl V., Franz I., Luther! Das waren die großen Schatten, die an dem geistigen Auge vorüberzogen, das waren strahlende Phantome, denen man nacheifern mußte. — Man kann sich also einen Begriff machen, wie Rubens, mit seiner glühenden Phantasie, die Stätten überschaute, wo Weltereignisse stattfanden, wo die genannten Heroen lebten und wirkten.

Zu seiner Wißbegierde in der Kunst gesellte

sich ein Hang zur Romantik, zu Abenteuern. Sieht man das Portrait des großen Meisters, erkennt man darin sogleich den Künstler und großen Herrn, der schnell gewann, aber auch noch schneller wieder ausgab, den glücklichen Alchymisten, der den Stein der Weisen fand, ohne irgend ein anderes Geräth als seine Palette.

So wanderte er denn umher, wie ein Mann, der einen Zweck im Auge hat, ohne sich Ruhe zu gönnen. Hatte er die köstlichen Gebäude angestaunt, suchte er sich ein einfaches Haus auf, in dem er wohnen wollte; hatte er das gefunden, nahm er Palette und Carton zur Hand, und seine Studien begannen.

Ueberraschend mußte in der That auch Alles auf diesen Bögling des Nordens wirken; der tiefblaue Himmel, das rege Leben, die heiße Sonne Italiens; zu gleicher Zeit die Werke der hinübergegangenen unsterblichen Meister, die großartige Behandlung in der Malerei, das Leben — die Keckheit, er begriff unverzüglich, daß darin auch seine Stärke bestehen würde.

In dem Hause, welches Rubens zu Venedig bewohnte, befand sich auch ein Cavalier, der zum

Hofhalte des Herzogs von Mantua gehörte. Obgleich selbst nicht Künstler, liebte dieser doch die Malerei über Alles; er näherte sich dem Meister, fand in ihm den feinen, gebildeten Mann, und beide schlossen sich so fest an einander, daß sie sich selten verließen.

Täglich stieg der Edelmann in das Atelier des Malers hinab, bewunderte die Meisterwerke, welche unter dessen Pinsel erstanden, und staunte über die außerordentliche Leichtigkeit, den erfinderischen, vielseitigen Geist, die Poesie, mit denen er seine Gestalten hervorrief. Als eines Morgens der Cavalier etwas früh erschien und den Meister doch schon vor seiner Leinwand arbeitend fand, fragte er freundlich:

„Nun, Rubens, schon so fleißig?“

„O mein Gott, ja; wir Künstler wir erwachen mit den Vögeln und arbeiten noch zur Zeit, wenn sie schweigen.“

Bei diesen Worten erhob sich der Maler von seinem Sessel und setzte sich erst wieder, als der Eingetretene auch Platz genommen, sprechend:

„Erlaubt mir, edler Herr, daß ich bei der Arbeit bleibe.“

„Versteht sich, trefflicher Meister, laßt Euch nicht stören. Wo aber waret Ihr gestern Abend? Wenn Ihr auch arbeitet bis die Vögel schweigen, so macht Ihr doch sicher Rast an irgend einer Tagesstunde?“

„Gestern Abend, entgegnete Rubens, that ich, was ich immer in diesem Zauberlande thue. Die Abende sind rein und mild und gönnen nach des Tages Hitze Erholung. Die Luft ist frisch, der Himmel blau, die Erde duftet! Was kann man Besseres thun, als Gott in seiner Schöpfung bewundern, wenn er sich so groß und herrlich zeigt? Ich ging hinaus, ich strich umher. Ich bin lange in den seligsten Träumen umhergeschlendert, ich habe die Wunder der Natur angestaunt; als sich mein Auge gesättigt hatte, kehrte ich heim und las von ihr in meinem Virgil, bis ich müde wurde und einschlief.“

„Wie hoch und einzig steht Ihr doch da, Meister, rief begeistert der junge Cavalier, Ihr vereint mit dem größten Genie des Malers die Phantasie des Dichters, die Gelehrsamkeit eines Weisen.“

„Ihr überschätzt doch Alles. Doch ging es mir wie den meisten Menschen: mein guter und

edler Vater ließ es sich nicht träumen, daß sein Sohn dereinst Maler werden würde. Er wollte aus mir, da er selbst dem Gerichtsstande angehörte, einen Rechtsgelehrten machen. Da habe ich denn unter den dazu gehörenden Wissenschaften auch tüchtig Latein studiren müssen; ich bin nicht Advokat geworden, was ich aber gelernt habe, ist mir geblieben, und statt im Cicero, lese ich oft im Virgil. Das ist Alles."

„Ich weiß nicht, Meister, wie Ihr einen Rechts- handel geführt haben würdet, Das aber weiß ich, wie herrlich Ihr ein Gemälde hinzaubert, und da wünsche ich Euch denn Glück, daß Ihr Eurem Sinne und nicht den Planen Eures Vaters gefolgt seyd, der mit diesem Tausche gewiß zufrieden seyn wird."

„Ach Herr, der Tod nahm den guten Vater mir, als ich noch fast ein Kind war, und ließ mich mit der armen Mutter hier allein auf dieser Welt. Aber sie ist so brav, so edel, daß ich sie mit ganzer Seele liebe, ja, sie verehere, wie man die Heiligen verehrt. Ich kann es Euch frei gestehen, edler Herr, nie noch bisher hat eine andere Liebe in meinem Herzen Wurzel gefaßt, es müßte denn die

Liebe zum Ruhme seyn, diese eifersüchtige Herrin, die als Königin befehlt, die uns immer in Gold und Purpur erscheint, und die doch oft nichts ist, als ein elendes Skelett. — Ich weiß noch nicht, wie weit mich mein Geschick treiben wird, das aber hoffe ich: ich werde dereinst in die Stadt zurückkehren können, wo ich geboren, zu dem Andenken meiner Kinderjahre, zu dem Grabe des Vaters — bis mich Gott wieder mit ihm vereint. — Da habt Ihr meine ganze Aussicht für die Zukunft, Ihr kennt mich jetzt so gut, wie ich mich kenne."

„Wie ist mein Leben dagegen leer in der Vergangenheit und glanzlos in der Zukunft, entgegnete der junge Edelmann. Doch danke ich Gott für das, was er für mich gethan und wie er mich in dieser Welt hingestellt, weil ich auch für Euch, edler Meister, wirksam seyn kann. Ich habe meinem Gebieter, dem Herzog von Mantua, von Eurem unvergleichlichen Genie erzählt, und er hat mir bemerkt, daß er den Tag als einen sehr glücklichen preisen würde, an dem es Euch gefallen sollte, seinen Hof zu Eurem Wohnsitz zu erwählen. Es ist freilich kein reicher, mächtiger König, er will aber thun für Euch, was die hohen Souveraine des



vorigen Jahrhunderts für die Künstler ihrer Zeit thaten. Wollt Ihr also Venedig verlassen und Euch nach Mantua begeben, kann ich Euch als Reisegefährde dienen; daß Ihr dort willkommen seyd, dessen könnt Ihr Euch versichert halten."

„Danke, danke, mein werther Protector! rief Rubens freudig aus, die Sache ist abgemacht. Ich begeben mich nach Mantua und nehme die Gastfreundschaft Eures Herrn und Gebieters in Anspruch, da er so gnädig ist, mich deren würdig zu halten. Nur noch einige Tage muß ich hier bleiben, ich habe in Venedig noch manches zu beschauen, und werde wohl schwerlich hierher zurückkommen. Nach dieser kurzen Frist gehöre ich dem Herzoge von Mantua mit Leib und Seele an.“

Rubens hatte das Anerbieten nicht gerade mit Enthusiasmus angenommen, aber auch nicht den geringsten Widerwillen dagegen empfunden; wie ein Mann, der es schon fühlt, daß er bald bei den höchsten Souverainen ein geringesehener Gast seyn wird, daß Das, was er den Königen überläßt, sie weit mehr ehren werde, als Alles, was er von ihnen mit sich hinwegführt.

Als ihm indeß der Vorschlag gemacht ward,

nach Mantua zu gehen, war Rubens noch im Beginn seiner glänzenden Laufbahn und konnte keine Ahnung haben, was Vincent von Gonzaga aus ihm machen würde.

Schon nach einigen Tagen hatte er seine Arbeiten in Venedig vollendet, er besorgte seine übrigen kleinen Angelegenheiten und schickte sich zur Abreise an.

Der Maler und der Cavalier erschienen am Hofe des Herzogs von Mantua, und Rubens trat vor seinen neuen Protector mit dem Wesen eines vollkommenen Hofmannes. Seine anziehende Persönlichkeit, das ihm angeborene feine Benehmen, die gebildete Gabe, sich auszudrücken, die Würde des Mannes von Genie, ließen schon bei seinem ersten Auftreten den günstigsten Eindruck zurück; er sprach nicht nur von seiner Kunst; er wußte in allen Wissenschaften Bescheid, er kannte die Subtilitäten der Diplomaten; er wäre ein bedeutender Staatsmann geworden. Glücklicherweise aber war er vor Allem Künstler und trieb die anderen Studien nur in den Stunden der Muße.

Der für die Kunst hochbegeisterte Meister fand natürlich in seinem neuen Wohnorte nicht solche

Schätze zu bewundern, wie er sie in Venedig zurückgelassen hatte. Wenn aber Rubens, der Mann, empfänglich gewesen wäre für Auszeichnungen, wie sie nur dem Sterblichen geboten werden konnten, seine Eigenliebe hätte die reichste Nahrung gefunden. Kaum hatte er seine Cartons nur ausgestellt, so ward er fast mit Lobeserhebungen erdrückt, diesen folgten Beweise der Huld und Gnade; Vincent von Gonzaga ernannte ihn zum Hofmaler, zum Edelmann. Was sollte der große Künstler mit diesem Titel? Aber eben so kann man fragen, was bleibt den mächtigen Herrschern dieser Welt übrig, dem Manne des Genie's zu verleihen, wenn sie von seinen Schöpfungen hingerissen werden, als Titel, Gnadengeschenke, Kreuze, Orden u. s. w.? Gaben, welche dem Werthe des Empfangenden auch nicht ein Titelchen hinzufügen.

Rubens sprach seinen Dank für die empfangenen Titel mit den verbindlichsten Worten aus, versicherte, daß er sie mit Freuden annehme, daß der Rang eines Edelmannes ihm aber nicht die Verpflichtung auferlegen müsse, so zu leben, wie die Herren, denen er jetzt gleich stehe, zu leben gewohnt sind. Er wollte nur dann ein großer Herr

seyn, wenn er ein großer Mann bleiben könnte.  
— Gott hatte ihm zu viel gegeben, als daß er es aufopferte für die Gaben der irdischen Hoheit.

Wie in Venedig also, setzte er sich mit dem anhaltendsten Fleiße zur Arbeit, nahm Pinsel und Palette zur Hand und vollendete schon begonnene Werke. Seine Stellung in Mantua war höchst angenehm. Nicht, wie in seinem früheren Wohnort, erschien ein einfacher Noble und bewunderte seine Schöpfungen; der Souverain des Landes, der Herzog selbst, sah es als eine Gunst an, wenn er in dem Atelier des Meisters an dessen Seite sitzen und seiner Arbeit zuschauen konnte. Man wird es leicht begreifen, wie sich die Eitelkeit des Menschen geschmeichelt fühlte, wenn er sich in seinem Innern mit dem Manne neben sich verglich, und sich freudig eingestehen mußte, daß er die eigene Oberherrschaft im Reiche des Genie's nicht mit Der des Herzogs, die ihm die Geburt in seinem Lande zutheilte, vertauschen möchte. Ein gewisser Zug des Triumphes verklärte oft das Antlitz des großen Malers, wenn sein hoher Protector für seine Bewunderung nicht Worte finden konnte. —

Wenn dann zu Zeiten Pausen eintraten und

der Zauberpinfel ruhte, unterhielt sich der Herzog mit dem Künstler, und Rubens erschloß dann vor dem erstaunten Hörer einen so reichen Schatz des Wissens, er sprach so richtige Urtheile über Politik, Diplomatie und Staatskunde aus, daß Vincent sein Erstaunen gar nicht verbergen konnte. Als sie eines Tages in einem solchem Gespräch vertieft waren, fragte der Herzog plötzlich: „Sagt mir, Rubens, Eure Meinung über Spanien.“

„Meine Meinung über Spanien, gnädigster Herr? Das Land befindet sich in dem Zustande einer Frau, die so eben eine Entbindung überstanden. Es hat Carl V. zur Welt gebracht und muß sich nun ausruhen.“

„Meister, so haltet Ihr es eben nicht für nöthig, mit ihm auf gutem Fuß zu bleiben?“

„Im Gegentheil, gnädigster Herr! Heut ist es schwach, morgen kann es wieder kräftig seyn. Philipp der Dritte darf nur einen dreisten Minister, statt eines ausschweifenden Günstlings, haben. Frankreich ruhte sich ebenfalls aus von Ludwig XI. bis zu Franz I., von Franz I. bis zu Heinrich IV. Ein Land braucht immer einige Zeit, um wieder einen großen Mann hervorzubringen, gnädigster

Herr. So lange ist es unthätig, man hält das für Schwäche, es ist aber nur eine Art Brachliegen. Philipp II. ist weniger werth als Carl V. Philipp III. wiegt weniger als Philipp II.; es kann Philipp IV. erscheinen, und Spanien wird wieder die Königin der Welt." —

„Was meint Ihr, Rubens, möchtet Ihr nach Spanien gehen?“

„Ich gehe überall hin, wohin Ihr es befiehlt, mein gnädigster Herr!“

„Versteht mich recht, Meister, nicht als Maler meine ich, sondern als mein Abgesandter. Ihr seyd zu einer so hohen Stufe gelangt, Euer Genie ist in der Staatskunst gleich groß. Ihr werdet dort Mittel finden, Eurem gewesenen Protector, dem Herzog Albert, Dienste zu erweisen, der fortwährend Hülfe von Spanien erwartet, und der ohne diese den Krieg nicht fortsetzen kann.“

„Dank, mein hoher Herr, daß Ihr mich fähig haltet, Dergleichen auszurichten, entgegnete freudig der Künstler, ich glaubte, ich wäre nichts als ein Maler und nun macht Ihr mich zum Gesandten. Euer Wille soll pünktlich vollzogen werden, Herr Herzog; ich ginge bis zum Ende der Welt, voraus-

gesetzt, daß ich Leinwand und Farben fände; um wie viel mehr nicht nach Spanien, wo ich eine ganz neue Schule schauen werde."

Die Sache wurde in Ordnung gebracht. Rubens reiste nach Spanien ab, versehen mit köstlichen Geschenken für den König und den Herzog von Lerma; der Gesandte hatte ein wahrhaft fürstliches Gefolge. Von dieser Zeit an befand sich der treffliche Maler wahrhaft in dem Verhältniß eines großen Herrn, und änderte sich dasselbe auch nie wieder. Sein Charakter vereinigte Alles in sich, was nur edel und würdig. Dieser Mann bestand nie Abenteuer wie Cellini, der stets bereit war, seinen Griffel mit dem Dolche zu vertauschen; Rubens grollte mit Niemanden, hatte keinen Streit, kein Duell. Er schien zu hoch zu stehen, als daß irgend eine niedrige menschliche Eigenschaft ihn erreichen konnte. Er bleibt groß in Allem, was er unternimmt, er steht immer auf dem Gipfel; er geht mit Königen und Prinzen um, er steht höher als sie, er ehrt sie, er reißt sie zum Erstaunen hin, er zwingt sie zur Bewunderung. Alles das gelingt ihm mit dem ihm angeborenen Adel, mit einer Größe, die zum Herrschen bestimmt scheint, mit seinem

göttlichen Genie. Wohin er auch kommt, in den Palast, oder in die unscheinbare Behausung des Armeren, überall läßt er nach einer kurzen Zeit eine seiner Arbeiten, die den Reichthum der Familie ausmacht. Er arbeitet unausgesetzt, am Hofe, auf der Reise, in den Gasthöfen, in den Palästen. Die Meisterwerke fallen aus seinen Händen, wie ein Goldregen; und dennoch bleibt der Schöpfer dieser Herrlichkeiten einfach, wie er immer war; außer den Besuchen bei Königen und Fürsten, verfließt sein Leben ruhig und anspruchslos. Er hat keine andere Geliebte als seine Kunst, ihr gehört er aber auch mit Leib und Seele an.

Sein Lebensweg war schon merkwürdig genug; sein Vermögen wuchs mit seinem Ruhme. Der Schüler des Otto Venius stand anfangs unter dem Schutz des Erzherzogs Albert, dann ward er der vertraute Freund des Herzogs von Mantua, und jetzt finden wir ihn als Gesandten bei dem König von Spanien. In Madrid verbreitete sich rasch das Gerücht, daß ein außerordentlicher Maler, ja der erste Meister in seiner Kunst, eintreffen würde. Eines Tages bewegte sich auch wirklich ein Zug in die Stadt, der eines Königs würdig war, und



machte vor dem Palaste des Monarchen Halt. Man erfuhr bald, daß dies der Abgesandte und der erwartete berühmte Maler, in einer und derselben Person, sey.

Es war zu dieser Zeit, als er anfang mit der außerordentlichen Schnelligkeit zu produciren, der wir in einem Zeitraum von dreiundsechzig Jahren 13,500 Portraits verdanken, wie von Raphael in einem Zeitraum von neununddreißig Jahren 7000 aufzuweisen sind. Das ist das Vorrecht der großen eminenten Genie's, sie schaffen unablässig, ohne sich zu erschöpfen, sie verbreiten ihre Schätze, ohne sich zu schwächen. Heißen diese Genie's Raphael, Rubens oder Shakespeare, Gott hat sie auf der Stirn mit dem Schöpfungszeichen gestempelt, sie sind zum Schaffen, zum Entzücken auserkoren.

In Rubens sieht man den ersten Maler, in Shakespeare den König der Dichter. Wie sind ihre Schöpfungen gewaltig, wie sind ihre Gestalten poetisch; wie tragen sie alle den Stempel der ewigen Wahrheit! Ist es nicht, als schlagen die Herzen in der Brust, als malen sich die Leidenschaften im Antlitz? Welche Welt von Engeln, Königen, Bacchanten, Jungfrauen und Kaisern, diese wirkliche

und ideale Welt, der der unübertreffliche Meister Leben einhaucht! Das Ganze ist so ungeheuer, daß es den Geist befängt, so glänzend, daß sich das Auge vor solcher Pracht zu Boden senken muß, wenn man bedenkt, daß ein Sterblicher nach Gott dergleichen zu schaffen vermochte.

Als Rubens in Spanien eingetroffen war, fehlten auch die Bestellungen auf Gemälde nicht, und so rasch wie die Aufträge dazu eingingen, so überraschend schnell war auch die Ausführung derselben. Er fertigte die Bilder der Minister, der Granden, vieler Edelleute und Höflinge; eine wahre Goldernte war dafür sein Lohn. Dann folgten die historischen Bilder; der Maler führte viel mehr Reichthümer hinweg, als es der Gesandte je gekonnt hätte.

Rubens machte als Maler so großes Aufsehen in Spanien, daß sein Ruf bis zu den Ohren des Herzogs von Braganza, späteren Königs von Portugal, drang. Dieser Fürst schrieb daher an einen Cavalier in Madrid, damit dieser den berühmten Künstler einlade, zu ihm nach Villa-Viciosa zu kommen, wo er jetzt residire.

Der Maler folgte freudig dieser schmeichelhaften Aufforderung. Um würdig dem Wunsche des

Herzogs zu entsprechen, umgab sich Rubens mit einem so glänzenden und zahlreichen Gefolge, als ob ein König ausziehe, einem anderen Könige einen Besuch abzustatten. Als aber der keinesweges reiche Fürst erfuhr, in welcher glänzenden Begleitung der treffliche Gast seiner Residenz nahe, erschrak er bei dem Gedanken, so viele Menschen ernähren zu müssen; er sandte daher einen Boten dem Künstler entgegen, ließ denselben bitten, seinen Besuch auf eine andere Zeit zu verschieben und fügte seinem Schreiben die Summe von funfzig Goldstücken bei. Rubens, verlegt von dieser Zumuthung, weigerte sich das Gold anzunehmen und entgegnete dem Ueberbringer desselben:

„Sagt Eurem Herrn, daß so meine Art und Weise ist, zu reisen, daß ich acht bis zehn Tage in Villa-Viciosa zubringen will, nicht um mich bewirthen zu lassen, sondern zu meinem Vergnügen, und daß ich zu diesem Zweck tausend Goldstücke mit mir führe.“

Dann wandte er sich zu seinem Gefolge und rief: „Nur weiter, meine Herren, nur weiter!“ Und er setzte ruhig seine Reise fort.

Zu Villa-Viciosa angelangt, lebte er dort mit

seinen Begleitern auf wahrhaft fürstlichem Fuße, und zeigte dem regierenden Herrn, daß er es für seiner würdig halte, so aufzutreten, in seiner Doppelgestalt, als Maler und Gesandter. Als die tausend Goldstücke ausgegeben waren, kehrte er nach Mantua zurück und erzählte seinem hohen Gönner, dem Herzog, das Vorgefallene. Dieser billigte sein Betragen, hing eine schwere Goldkette um seinen Hals, überhäufte ihn mit Geschenken und sandte ihn nach Rom mit dem Auftrage, für ihn die schönsten Bilder der römischen Schule zu copiren.

Rubens trat wieder eine Reise an.

Paul der Erste hatte so eben, nach dem Tode Clemens des Achten, den päpstlichen Stuhl eingenommen, und dies Oberhaupt der Kirche hielt sich nicht weniger fest auf dem pretificalischen Throne. Die Stadt, in der Rubens sich nun befand, war im Streite begriffen mit Venedig, und dieser Kampf des Papstes mit dem Dogen war auf dem Punkte, ganz Eurppa zu erschüttern.

Was aber kummerte unsern Rubens dieser Zwist? die beiden gekrönten Feinde konnten seinem Herrn und Gebieter nicht zu nahe treten; er studirte die Schöpfungen der Könige, die man Raphael

und Michael Angelo nannte, was ging ihn Rom und Venedig an?

Das ist das Vorrecht des Mannes von Genie, den Gott dazu erhob, daß er von den Menschen nichts mehr zu fordern hat; Revolutionen und Kriege stürzen Throne und machen das Weltall erbeben, der Künstler steht ruhig da, das Piedestal unter ihm wird nicht davon erschüttert. Wenn der Mann der Kunst sich nicht dem Lärmen zuwendet, das die Mächtigen dieser Erde verursachen, so schauen diese doch oft, mitten in ihren Streitigkeiten, nach ihm, beneiden den unabhängigen Künstlerfürsten, der keinen anderen Herrn über sich erkennt als Gott, kein anderes Reich als das des Genie's. Die Ueberzeugung drängt sich ihnen dann auf, daß sie ihrer Regierung Glanz verleihen, eine duftende Blume in ihre Krone flechten können, wenn sie einem solchen Auserkorenen, der so hoch über den anderen Sterblichen steht, ihren Hof zum Wohnsitz anbieten, und daß das, was der Gast, dieser sey nun Maler oder Dichter, ihnen für ihre Gastfreundschaft hinterläßt, wenn er weiter zieht, ganz geeignet sey, die königliche Großmuth zu vergelten,

ja nicht selten dazu diene, den Herrschern unsterblich zu machen.

Diese feine Politik in der Kunst, die zugleich den Künstler ehrte, wäre das Geheimniß Leo X., Franz I. und Ludwig XII.; wie alles Große und Edle aber, ward die Ausübung desselben immer feltener und feltener und ist jetzt ganz und gar vergessen.

Als der Meister nach Rom kam, ward es ihm sogleich klar, daß, wenn er die Kraft des Colorits in Titians Schule gefunden, er die Reinheit der Linien an den Schöpfungen Raphaels studiren könne, und er fügte dem Schatz seines großen Genies noch diesen neuen Zuwachs an. Wie der niedrigste, demüthigste Schüler, begann er die Werke der Kunstheroen zu copiren — die Copien übertrafen oft die Originale — dann schuf er selbst, vollendete drei Bilder für die Kapelle der heiligen Helena, und begab sich nach Florenz.

Der Vatican war noch immer im Streit mit dem Senat des heiligen Marcus. Großherzog von Toscana war zu dieser Zeit, im Jahre 1608, Ferdinand von Medicis, welcher Heinrich IV. Geldunterstützung sandte, Paris zu belagern. Ihm ver-

danke man auch die Wahl Gregors VIII. und Sixtus V., denn er trug, ehe er Herzog wurde, den Cardinalshut.

Rubens traf in Florenz ein. Die Vermählung Cosmus II. mit der Erzherzogin Marie Magdalene war vor Kurzem vollzogen worden. Der Großherzog Ferdinand näherte sich dem Ende seines Lebens. Keine große politische Bewegung nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und unser Meister fand ihn daher für Alles, was die schöne Kunst betraf, höchst zugänglich. Ferdinand, in seinem Eifer für Kunst und Wissenschaft, hatte es verstanden, sich mit den ersten Männern seiner Zeit zu umgeben, von Juan de Bologna bis zu Galilei, welcher, eines Streites mit Johann von Medicis wegen, 1592 Toscana verlassen mußte; Ferdinand aber berief den berühmten Mann zu sich zurück.

Unser Maler begann nun die antike Bildhauerei und die Werke Michael Angelo's zu studiren; er bewunderte die großen Kunstschätze, welche diese Stadt aufzuweisen hat, fügte denselben drei seine Bilder und sein eigenes Portrait hinzu und verließ den Herzog, um nach Bologna zu gehen, dort die

Productionen der Carrachi's in Augenschein zu nehmen, und dann einmal wieder Venedig zu besuchen.

Um diese Zeit hatte der Löwe von St. Marcus zu brüllen aufgehört; er hatte die Beute herausgegeben, die er so gern behalten hätte, und die Rom ihm nehmen wollte. Heinrich IV. hatte sich ins Mittel gelegt, und als Frankreich sprach, verstummten die beiden feindlichen Städte. Alles war in den Stand der Ordnung zurückgekehrt und der Doge erkannte den Papst an.

Bei dieser seiner zweiten Anwesenheit in Venedig dehnte Rubens seine Studien länger aus. Er hatte die Schulen von Rom und Florenz geschaut, er konnte sie nun mit der Venedigs vergleichen. Sein Enthusiasmus für die Farben Titians und Veronese's blieb derselbe, aber seine Bewunderung für die Zeichnung Raphaels und überhaupt für die der römischen Maler, steigerte sich sehr.

Indem er die großen Meister studirte, wollte er ihre Art und Weise nicht nachahmen; er wollte nur erforschen, was sie gethan hätten, um zu verstehen, was er thun könne. Von den drei genannten Schulen war jede durchaus von der anderen



verschieden, Rubens wollte nun wieder eine eigene schaffen, die ihm ganz allein zugehören sollte, und also wieder keine Aehnlichkeit mit den übrigen hatte.

Die sich einander folgenden großen Männer sollen den schon bestehenden Kunsttempeln nicht noch Steine hinzufügen, sie sollen schaffen und eigene aufführen, nach ihrer Phantasie, nach ihrer Erfindung. Sey es ein Maler oder Dichter, er muß Einbildungskraft genug besitzen, um originell, er muß Kraft genug in sich fühlen, um groß zu seyn. Er muß nicht die Hülfe Derer nöthig haben, die vor ihm da gewesen sind, denn er soll für Die arbeiten, welche nach ihm kommen werden. —

Diese Genie's ragen hoch hervor; es sind Leuchthürme, die der Allmächtige von Entfernung zu Entfernung aufgestellt hat, die Licht spenden, ohne welche die Wege hier auf Erden dunkel wären.

Homer und Moses, Raphael und Shakespeare haben sich die eigene Welt geschaffen, sie bevölkert, und so viele Bahnen erschlossen, daß man selbst ein Riese seyn müßte, um sie zu durchlaufen. Aber so vollkommen ihre Schöpfungen auch waren, so poetisch ihre Welt, so ausgedehnt ihr Reich, es bleibt immer neben Dem, was sie lieferten,

etwas zu schaffen übrig. Darum neigte sich der Meister Rubens tief vor den Königen der Vergangenheit, isolirte sich dann auf eine Zeitlang und — schuf sich die eigene Welt — stand auf dem höchsten Gipfel ganz allein! — Die erstaunte Menge bebt zusammen vor einer solchen Größe; sie fragt sich: ob dieser Mann wie Moses zum Himmel hinauf, oder wie Gott der Herr zur Erde gestiegen sey?

Der Meister hatte, wie wir anfangs in dieser unserer Schilderung berichteten, den Vorsatz gefaßt, Italien zu besuchen und dann nach Antwerpen zurückzukehren; wie alle Tiefdenker aber, die die Sachen genau ergründen wollen, reichte bei ihm ein einmaliges Anschauen nicht hin, als er Venedig wiedergesehen hatte, wollte er auch noch einmal nach Rom. Diesmal verließ er die Dogenstadt mit dem festen Vorsatze, nicht wieder dorthin zurückzukehren. Er hatte auch Alles in sich aufgenommen, was sie ihm bieten konnte, zum Dank dafür, ließ er einige seiner Kunstschätze dort zurück; so meinte er nichts schuldig geblieben zu seyn und reis'te ab.

Paul der Erste hatte sich, wie schon einmal bemerkt, mit dem Dogen ausgesöhnt. Er freute

sich ungemein, als der hochberühmte Maler wieder nach Rom kam; und um demselben gleich seine Aufmerksamkeit zu beweisen, übertrug er ihm die Fertigung eines Gemäldes für sein Oratorium zu Monte-Cavallo.

Der Pabst hat seine Höflinge wie die Könige; alle bestellten sich Bilder bei dem unvergleichlichen Maler. Mit seinem großen Fleiße und seinem raschen Arbeiten leistete er jedem Auftrage Genüge, sah dann noch alle Kunstschätze, die er in der heiligen Stadt sehen wollte, und verließ dieselbe, nachdem sein Name dort die allerhöchste Berühmtheit erlangt hatte.

Zwei Städte waren ihm noch zum Durchwandern übrig, dann war seine Wallfahrt durch Stalien vollendet. Genua, die Stadt der Paläste, die ihre Marmorstirn im Mittelländischen Meere spiegelt, die, mit ihren terrassenartig angelegten Häusern, die ersten Stufen einer riesigen Treppe zu bilden scheint.

Zu jener Zeit war Genua noch voll von dem Andenken an Andreas Doria; einer der schönsten Paläste, den man sogleich gewahrt, sowie man die Stadt betritt, gehörte ihm; dieser prachtvolle Bau

steigt höher als alle übrigen empor, und scheint die anderen zu überwachen. Aber der Besitzer war auch ein großer Mann, sein Name reicht bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf; seine Familie stand immer sehr hoch, und er war wieder der Ausgezeichnetste in seiner Familie. Rubens war es vergönnt, die Terrasse zu erschauen, von wo aus Doria, nach einem glänzenden Mahle, das goldene Service ins Meer warf, und im Jahre 1535 den Bruder Fiesko's ertränken ließ.

Es war in der That eine herrliche Stadt zu durchwandern — berühmte, unsterbliche Namen traten vor den Geist, und große Dinge gab es zu schauen; es gab einen Coloss zu betrachten, der, seit einem halben Jahrhundert gefallen, noch immer die Stadt mit seinem Ruhme erfüllt; Bauwerke, prächtig und wunderbar, wie man sie nirgends findet, fest in ihren Grundsäulen, wie ihre Bewohner in dem eigenen Willen. Wäre aber Nichts zu bewundern gewesen, als das „Abendmahl,“ von Leonarda da Vinci, die wunderbare Perle im Marmor-schrein, diese hätte hingereicht, Rubens nach Genua zu locken.

Es war kein ernstes Geschäft, dies herrliche

Blatt zu copiren, welches später nach der Zeichnung des trefflichen Copisten in Kupfer gestochen wurde. Als er sich eine geraume Zeit lang mit Gemälden beschäftigt hatte, wandte er sich den Palästen zu.

Jetzt wurde der berühmte Maler Architekt; er nahm die Risse der schönsten Gebäude Genua's auf. Sein scharfblickender Geist sammelte Alles ein, fest überzeugt, daß ihm dereinst daraus eine goldene Ernte erwachsen würde. Er bildete sich eine große Sammlung davon, die von dem Publikum so günstig aufgenommen wurde, daß bald eine zweite Auflage erfolgen mußte.

Als diese Pläne vollendet waren, schickte sich der Maler an, historische Bilder zu schaffen; sehr bald aber mußte er dies Vorhaben aufgeben, und Portraits malen, denn die vornehmsten und ersten Männer der Stadt wollten den unvergleichlichen Künstler nicht scheiden sehen, ohne irgend etwas von seinem Zauberpinsel zu besitzen; der ganze Adel Genua's fand sich zu diesem Zweck im Atelier des Meisters ein; der Zudrang war ungeheuer. Die bekannte Raschheit unseres Rubens indeß half ihm auch hier wieder, er befriedigte alle ihn Bestürmende, und konnte bald wieder — der eigenen

Wahl folgen. Er weihte nun seine letzten Werke Gott, und die Genueser behaupten, daß die beiden Bilder, welche er für die Kirchen der Jesuiten vollendete, die schönsten sind, welche er je fertigte.

Die letzte Stadt, welche Rubens nach Genua besuchen wollte, war Mailand. So lebhaft aber auch sein Verlangen war, dorthin zu gelangen, er konnte sich kaum entschließen, den Ort zu verlassen, wo er war. Es sollte der letzte Schritt seyn, dann wollte er sich auf immer von Italien trennen, dieser Gedanke ließ ihn erst ganz das Glück erkennen, welches für ihn darin läge, wenn er dort bleiben könnte. Das milde, schöne Klima, sein Ruf, die großen Namen, unter denen er acht Jahre verlebte, die Protection, die er bei den Fürsten, die Bewunderung, die er bei dem Volke gefunden, — Güter, die ihm nirgend in so hohem Grade zugetheilt wurden, machten ihm den Abschied ungemein schwer. Und Mailand sollte der letzte Zielpunkt in diesem köstlichen Lande für den Künstler seyn, der letzte Anhaltort für den Reisenden! Wie gesagt, Rubens konnte sich nicht zur Abreise entschließen.

Der unerreichte Meister stand jetzt auf dem höchsten Gipfel seines Glücks. Ein gefährlicher

Standpunkt; auch er sollte bald heruntergestoßen werden. Ein Brief von Antwerpen versenkte ihn in den tiefsten Schmerz. In der Mitte seines Glanzes war das Herz des Künstlers durch keine Unannehmlichkeit erschüttert worden, auch war seine Liebe zu seiner Mutter noch eben so innig, eben so unverändert. Aber wenn man, wie er, von Triumph zu Triumph ziehend, zuweilen der Seinen daheim gedenkt, neue Gegenstände schieben sie mehr in den Hintergrund; vor Allem aber ersteht der Gedanke selten, daß unsere hellerscheinende Glückssonne sich plötzlich mit Wolken verfinstern könne.

Der Brief aus Antwerpen enthielt die dringende Einladung an Rubens, so schnell als möglich nach der Heimath zurückzukehren: seine Mutter war schwer erkrankt, und wenn auch noch nicht jede Hoffnung verschwunden schien, so war doch seinerseits die größte Eile von Nothen.

Rubens sank wie vernichtet auf seinen Sessel zurück. „Meine liebe, liebe Mutter stirbt!“ rief er im Tone der Verzweiflung. Er bebte vor der großen Entfernung zurück, die ihn von Der trennte, welche ihm auf dieser Welt die Liebste war, er verwünschte zum

ersten Male seine Kunst, weil sie ihn so weit von der theuren Verwandten hinweggeführt hatte. — Man muß den ungeheuren Schmerz selbst gefühlt haben, den Geliebten durch den Tod zu verlieren, um die furchtbare Einsamkeit der langen Reise mitzuempfinden, die der große Meister jetzt durchleben mußte. Wir, die wir wissen, wie Rubens alle edlen Gefühle in seinem Herzen vereinte, wir folgen ihm jetzt im Geiste auf demselben Wege, den er voll wonniger Hoffnungen daherzog, und den er jetzt mit qualvoller Angst wieder zurücklegen muß. Alle Erinnerungen seiner Kindheit tauchen hinter einem schwarzen Schleier vor ihm auf, die lachenden Tage der Kinderspiele, das ungetrübte Glück der Jugend, die Freude in der Umarmung seiner Mutter! —

Und jetzt soll er all' die Stätten seiner fröhlichen Kindheit wiederschauen, aber mit welchem von heißen Thränen getrübttem Auge. Er soll die innig geliebte Mutter ihrem letzten Bette anvertrauen, er soll sie in ihr dunkles Kämmerchen hinuntersinken sehen! Diese Gedanken versetzten ihn in die tiefste Wehmuth.

Ach, und wie weit ist der Weg! Jeden Abend,



wenn die Dämmerung ihm die Gegend rund umher verschleiert, werden auch seine Gefühle noch düsterer. Er macht sich die bittersten Vorwürfe, der weltlichen Eitelkeit nachgejagt zu haben; er wünscht sich Flügel, um schnell an das Sterbebett der theuern Mutter eilen zu können — die Unmöglichkeit tritt ihm entgegen, er vergießt bittere Thränen.

Hier sprechen wir nun nicht mehr von der Geschichte des berühmten Mannes, nicht von ihm als Maler, nicht von seinen Werken, wir wollen seine Gefühle schildern; bei einem Manne wie Rubens muß das Herz eben so treu hingestellt werden wie sein Genie, damit jeder einen Blick hienin sende, es von allen Seiten betrachte, und bewundernd bemerke, daß er groß in jeder Hinsicht war.

Als Rubens in Brüssel ankam, erfuhr er, daß seine Mutter bereits hinübergegangen sey. — Er weinte und jammerte wie ein schwaches Kind und war durchaus unfähig, das Grab zu besuchen, das sein vergangenes Glück und die Hoffnungen seiner Zukunft mit seiner schwarzen Decke verhüllte. Wenn dem Leidenden eine Familie bleibt, so zieht er sie zu sich — alle die ihn liebenden Herzen; aber steht

er allein da in dieser Welt, ist sein Haus plötzlich ganz verödet, dann muß er sich einzig und allein zu seinem Vater im Himmel wenden, diesem ewigen Gnadenquell, wo jeder Schmerz auch seinen Trost findet. —

Der tiefgebeugte Sohn zog sich nach der Abtei des heiligen Michael in Antwerpen zurück. Dort konnte er ungehindert seinem Schmerze leben. Das war eine Epoche der tiefsten Ruhe in seinem Leben. Er brachte anfangs die Tage in der größten Zurückgezogenheit zu, er beschäftigte sich nur mit seinem Kummer und mit Gott. Bald aber griff er, der an unausgesetzte Thätigkeit gewöhnt war, wieder zu seinem Pinsel, er malte wieder und fand Trost in dieser Beschäftigung. —

Ein Gedanke beherrschte ihn jetzt ausschließend: er wollte der theuern Hinübergegangenen ein Denkmal errichten, das ihrer Tugenden würdig wäre und die Dankbarkeit Desjenigen ausdrücke, der es ihr widmete; und damit keine andere Hand dabei thätig sey, entwarf er selbst den Plan zu dem Monumente, das auf dem Grabe errichtet werden sollte. Eines seiner schönsten Bilder sollte darin aufgehängt werden. Als er in dem kleinen Heiligthume, das

er zum Andenken seiner Mutter bestimmte, zu Gott und zu der Seligen gebetet hatte, verließ er die Abtei und trat wieder hinaus in's Leben.

Italien war das von Rubens so sehr geliebte Land; dort war die Mehrzahl seiner Meisterwerke; als er daher den Entschluß faßte, der frommen Zurückgezogenheit zu entsagen und die Abtei St. Michael zu verlassen, wollte er nach Rom zurückkehren und das Zauberland wieder besuchen, das Gott auserwählt zu haben scheint, um als leuchtendes Vorbild über allen anderen Ländern der Welt zu glänzen. Als er sich daher mit Gewalt seinem tiefen Schmerze entzog, als er das Monument verlassen wollte, das eben seiner Trauer noch mehr Nahrung gab, als er den Entschluß hatte laut werden lassen, wieder Italien, das Heimathland der Kunst, zu besuchen, da ließ der Erzherzog Albert den trefflichen Maler nach Brüssel rufen. Da der Fürst einsah, daß der Meister nicht bleiben würde, wollte er diesen gewissermaßen zwingen, und ließ ihm den Kammerherrn-Schlüssel überreichen.

Rubens war nicht gern am Hofe, als er noch heiteren Sinnes war, um wie viel weniger konnte er sich jetzt in seiner Trauer dazu entschließen, bei

dem Erzherzog zu leben; er bat also um die Erlaubniß, in Antwerpen wohnen zu dürfen, und er erhielt dieselbe auch. Es war im Jahre 1610 und gerade um dieselbe Zeit, als Rubens sich in seine Einsamkeit zurückzog, aus der er bald ein von Königen beneidetes Museum schuf, als ein Schlag geschlagen wurde, der ganz Europa erschütterte.

Ravaillac hatte gegen den König Heinrich IV. den tödtlichen Stoß geführt und schlug Frankreich dadurch eine so tiefe Wunde, daß ein Jahrhundert dazu gehörte, um sie wieder zu heilen.

So fern diese große Weltbegebenheit auch unserm Meister zu liegen scheint, so wenig ein solches ungeheures Verbrechen in seine Lebensschilderung paßt, so müssen wir doch hier einige Worte einschalten von der Erschütterung, die Europa durchzuckte, besonders da Rubens denn doch den politischen Angelegenheiten jener Zeit nicht ganz befremdet war; denn sein Beschützer, der Erzherzog Albert, war einem Kriege mit Heinrich IV. ausgesetzt; was sich also in Frankreich ereignete, berührte immer zugleich die Interessen Flanderns mit. Darum hier eine kurze Schilderung.

Am 25. März des Jahres 1609 starb ein Herzog von Cleve, ohne Kinder zu hinterlassen, was Heinrich IV. zu der Aeußerung Veranlassung gab: daß jetzt die ganze Welt das Land erben könne. Die Nachfolge im Reiche des Verstorbenen war so in Dunkel gehüllt, daß mehrere Fürsten gleiche Ansprüche daran hatten; wenn aber Jemand existirte, der nicht das mindeste Recht dazu aufweisen konnte, so war es gewiß der König von Frankreich. Das begehrte Reich lag zwischen den Niederlanden und Deutschland, so daß es weder Heinrich IV., noch den spanischen Provinzen in Flandern, noch den vereinigten Staaten, noch dem Kaiser, gleichgültig war, ob dieses Land einen Herrn erhalte, der sich ihnen mehr oder weniger feindlich erwies.

Zwei Parteien spalteten in diesem Zeitraume Deutschland; die eine hielt es mit dem Kaiser, die andere mit seinen Gegnern. Das Oberhaupt des deutschen Reichs fand es für gerathen, die erledigten Staaten mit Sequester zu belegen, aber zwei andere Fürsten kamen ihm zuvor. Heinrich IV. wollte nun beweisen, daß in Europa nichts geschehen dürfe,

ohne daß er die Hand im Spiele habe, und daß die Wagschaale sich dahin neige, wo hinein er das Gewicht lege; er ließ daher 30,000 Mann Infanterie und eine bedeutende Artillerie gegen die Champagne aufbrechen, und um dieser Expedition mehr Bedeutung zu geben, machte er es bekannt, daß er sich selbst an die Spitze der Armee stellen wolle.

Der König von Frankreich glaubte so seine Sache gut angelegt zu haben, es trafen aber Vorfälle ein, auf die er nicht gerechnet hatte.

Henriette Charlotte von Montmorenci hatte seit Kurzem den Prinzen von Condé geheirathet, der sie aus Frankreich führte, um sie der Liebe des Königs zu entziehen. Heinrich IV., der sich ganz gleich geblieben war, und wie er es in seiner Jugend gehalten, noch in seinem Alter that, schrieb an den Erzherzog Albert und an die Infantin Isabella, die beiden Beherrscher der Niederlande, und forderte von ihnen, daß man ihm die beiden Uebersiedelsten ausliefere, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ihm eine Armee zu Gebote stände, die Das allenfalls mit Gewalt nehmen würde, was man nicht gutwillig ihm wiedergeben wolle.

Der Prinz von Condé fand den Augenblick günstig, um eine Parthie zu ergreifen; er schrieb gegen die Regierung in Frankreich und besonders gegen das Ministerium, dann ging er nach Mailand und vertraute seine Gemahlin der Infantin an. Heinrich IV. hatte also die gewichtigsten Gründe, sich nach Flandern zu begeben; erstellte aber zuvor die Regentschaft des Königreichs sicher und ordnete alle Angelegenheiten bis zu seiner Abreise.

Am Mittwoch den 18. Mai 1610, begab sich der Monarch zu seinem Minister, dem Herzog von Sully, ins Arsenal. Die Equipage fuhr durch die Rue de la Ferronnerie; zwei andere Fuhrwerke aber hemmten die Passage. Der Wagen des Königs mußte anhalten — ein Mörderarm fuhr plötzlich hinein — es war geschehen. —

Am andern Morgen durchflog das furchtbare Gerücht die Hauptstadt Frankreichs: „Der König ist ermordet!“

Kavaillac wurde geviertheilt — und Maria von Medicis zur Regentin Frankreichs ernannt; das Land wurde also eben so gestraft, wie der Mörder.

Jetzt wollen wir nicht weiter die Geschichte verfolgen: wie Ludwig XIII. regierte, dieser armselige

König, auf dem die Hand Gottes schwer lastete, schon deswegen, weil er ihm Maria von Medicis zur Mutter, und zum Minister Richelieu gab; wir wollen zu unserm Meister Rubens-zurückkehren, den wir in seiner Trauer zu Antwerpen zurückließen.

Nach dem, was ihn betroffen hatte, glaubte er nicht, daß ihm das Glück je wieder lächeln könnte; er sann also nur darüber nach, sich eine Berstreuung, ein Abziehen von seinem Kummer, zu verschaffen. Er setzte dies auf die glänzendste, wahrhaft fürstliche Weise ins Werk. Er ließ sich ein Atelier aufführen, das einem Palaste gleich. Als dasselbe vollendet war, füllte er es mit Meisterwerken der Maler- und antiken Bildhauerkunst. Die Kunstschätze wurden aufgestellt; Rubens setzte sich mitten in diesen seinen Olymp und staunte selbst alle diese Herrlichkeiten an. Bald aber beschlich der traurige Gedanke sein Herz, daß er in diesem seinem Reiche allein, daß kein mitsühlendes Herz ihm zur Seite sey, dem er seine innersten Gedanken erschließen könne, und der alte Kummer bemächtigte sich seiner wieder.

Nach der Liebe zu den Aeltern, die Gott jedem



Kinde ins Herz gelegt, folgt die Zuneigung, die Zärtlichkeit zu dem geliebten Gegenstande, die jedem Menschen nothwendig ist, um die Leiden dieser Welt ertragen zu können. Die Seele des Engels, der von ihm gewichen, schien in einer anderen Gestalt wieder zur Erde gestiegen — Rubens fand ein Herz, das ihm gehörte.

Früher oder später vernarbt jede Wunde, wird der Schmerz zum heiligen Andenken; ja es kommt der Augenblick, wo man des Einen in Bemuth gedenken, und dem Anderen die Hand reichen kann.

In demselben Jahre verheirathete sich der große Meister mit Isabella Breux, die ihm einen Sohn schenkte; Erzherzog Albert ward dessen Pathe und gab ihm seinen Namen.

Was also Ehre, Vermögen, Ruhm, befriedigte Eitelkeit und häusliches Glück dem Sterblichen bieten können, das ward dem unerreichbaren Meister zu Theil; ihm fehlte nur noch, was alle großen Männer haben müssen, Tadler, das heißt Neider; die Zwerge, welche die Riesen mit Steinen werfen; sein Leben floß zu ruhig, zu ungetrübt dahin. Er arbeitete anhaltend während des Tages, schwang sich dann Abends auf eines der köstlichen Rosse,

die er in seinem Stalle hatte, ritt über die Wälle der Stadt und kehrte dann in seinen Palast zurück. — Aber auch die Feinde und Neider fanden sich.

Einen Mann gab es, und die Geschichte hat seinen Namen aufbewahrt, um ihn dem Gelächter der Nachwelt preiszugeben, er hieß Abraham Janssen, welcher die Tollheit so weit trieb, dem Rubens eine Herausforderung in der Malerei zuzusenden, der seinerseits die Güte so weit ausdehnte, sie zurückzuweisen. In derselben Zeit bekam der Meister einen bedeutenden Auftrag von dem Erzherzog Albert. In zwanzig Tagen war das neue Gemälde vollendet, der Prinz entzückt, der Nebenbuhler vernichtet.

Als Rubens, dem ein großer Ruf schon vorangegangen war, sich in Antwerpen niederließ und man nun seine Schöpfungen in Augenschein nehmen konnte, verdunkelte er alle anderen Namen, zerstörte er alle anderen Berühmtheiten. Die Oligarchie der kleinen flammländischen Maler, die während des Meisters Abwesenheit sich ihr kleines Königreich gestiftet hatten, löste sich auf, als Rubens erschien. Die Könige von gestern wurden nun Unterthanen eines unbeschränkten Beherrschers; da

sie keine Macht mehr besaßen, wendeten sie die Schlaueit an, aus — Löwen wurden sie Füchse. —

Die Maler umschlichen und umstellten den großen Meister, um ihm etwas zu entwenden — die armen Lazzaroni im Reiche des Ruhms! Wenn sie sich sämtlich vereinigt und sich vor die Sonne seines Glücks gestellt hätten, alle zusammen hätten nicht den Schatten dieses Kolosses bedeckt!

Nach dem Gemälde, die heilige Familie darstellend, welches er für den Erzherzog Albert geschaffen hatte, malte er ebenfalls ein großes Bild für die Brüderschaft des heiligen Ildefons, in der er Aufnahme gefunden hatte. Es war wieder ein Meisterwerk: die heilige Jungfrau, auf einem goldenen Throne sitzend, überreicht dem heiligen Ildefons, der vor ihr auf den Knien liegt, ein Messgewand.

Als man ihm eine große Summe, als Preis für dies neue Gemälde, überbrachte, lehnte Rubens es ab, sie anzunehmen, indem er bemerkte: daß er nur eine Schuld bezahlt, keineswegs aber ein Bild verkauft habe. Fortwährend liefen neue Aufträge ein. Kirchen, Klöster, Brüderschaften, Paläste, Musee'n verlangten Kunstschätze von dem unvergleichbaren

Meister geliefert. Er hatte Kraft und Zeit zu Allem; er leistete das Unglaubliche in einem Monat, und gewann während dieser Zeit 200,000 Gulden.

Eines Tages ward ihm ein englischer Alchymist gemeldet. Rubens ließ ihn zu sich eintreten und fragte nach seinem Begehr. Der Engländer erbot sich, ihm die Kunst zu lehren, Gold zu machen.

Statt aller Antwort führte ihn der Meister in seine Galerie, zeigte ihm alle die Meisterwerke und dann die leere Leinwand und sprach: „Ich habe mich schon zu eifrig beschäftigt, Gold zu machen, wie Ihr seht, um das zu erkaufen, was ich bereits besitze. Habe ich erst die hier vorrâthige Leinwand mit Farben bedeckt, ist mein Eigenthum reichlich verdoppelt. Kehrt darum in Euer Laboratorium zurück und laßt mich in meinem Atelier. Statt des Goldes, das Ihr hervorzubringen gedenkt, werdet Ihr nur Asche und Schlacken ernten. Braucht Ihr Geld, kommt zu mir.“

Der Alchymist entfernte sich; Rubens setzte sich wieder an seine Staffelei und vollendete das herrliche Bild: Jesus Christus, der dem heiligen Petrus die Schlüssel des Paradieses übergiebt. Es war eine vortreffliche Composition. Wie unnachahmlich

zeigte sich die heilige und sanfte Gestalt unsers Erlösers, wie sie nur sein Genie träumen, sein Pinsel idealisiren konnte, und nun daneben die ernste, strenge Haltung des heiligen Petrus, dieser Schildwacht des Glaubens, zu der Gott sprach: „Du sollst die Macht haben, zu binden und zu lösen.“ — Der Kanzler Amant kaufte dies Wunderbild und ließ es in dem Mausoleum seiner Familie aufstellen.

Rubens, der den heiligen Zweck der Sendung des Gottessohnes und dessen Opfertod ganz in sich aufgenommen hatte, fuhr fort, den Heiland zum Gegenstand seiner Schöpfungen zu machen. Für die Capuziner bestimmte er die Kreuzabnahme, Jesus auf den Knieen seiner Mutter liegend, welche der heilige Franz von Assisi zu trösten versucht.

Neben der hohen Vollendung in der Malerei, findet man in dem Antlitz der Mutter die Festigkeit, welche das fromme Gebet verleiht, die heilige Ergebung bei ihrem grenzenlosen Schmerze, da sie das geliebte Kind todt vor sich sieht. Die höchste Kraft der Mutterliebe hatte Maria zu den Füßen des Kreuzes niedergeworfen, um Zeuge der letzten Augenblicke des Sohnes zu seyn, um den Theuern

im Tode nicht zu verlassen. Nun ist sie mit dem Leichnam allein, da ergießt sich ihr unbeschreibbares Wehe in heißen Thränen — doch der Glaube lenkt ihre Blicke nach oben, von der Erde hinweg und zeigt ihm die Stätte, wo ihr Verkürter jetzt weilt.

Nach einem großen Verlust wendet sich unser Geist gern den heiligen und höchsten Dingen zu, weil sie allein Trost und Hoffnung gewähren. So gefiel sich Rubens, nach dem Tode der geliebten Mutter, besonders darin, heilige Gegenstände hinzustellen, er, der Mann der dreisten Linien, der großartigen Formen, der kräftigen Farben. Man sehe, wie sich das heilige Haupt des Erlösers unter Rubens Zauberpinsel mit der Doppelkrone, dem Schmerzenskranz aus Dornen, und der Glorie des Ruhmes, umgiebt, wie der Meister der Bahn folgt von der Krippe an, wo ihn die Könige anbeten, bis auf Golgatha, wo die Henker das Kreuz aufrichten. Dann, als der große Maler diese Bilder der heiligen Geschichte vollendet, bildet er gewissermaßen ein glänzendes Gefolge für den Gottessohn, er malt Heilige, Märtyrer, Priester, alle, die von heiliger Wahrheit begeistert, geglaubt, prophezeit und gelitten haben.

Diejenigen, welche Rubens vorwerfen, daß er die Zeichnung über die Farben vergesse — sie müssen hingehen und die Jesus Christus geweihte gemalte Elegie anschauen, und wären sie so ungläubig wie der heilige Thomas, sie werden sich durch ihre Sinne überzeugen und werden glauben.

Wir haben oft Gelegenheit gefunden, Rubens mit Shakespear zu vergleichen, auch giebt es, unserer Meinung nach, nicht wieder zwei Genie's, die einander so gleichen. Sie berühren sich in ihrem Zweck, dem Streben nach Wahrheit, sie treffen in der Poesie zusammen; beide waren kühn, beide haben neue Entdeckungen gemacht, beide haben geschaffen.

Der große Maler wollte bei dem Tode des Heilandes nicht stehen bleiben: nach dem Schmerz die Glorie, nach dem Schaffot die Apotheose, nach der Verbannung hier auf Erden das Asyl im Himmel! Dieser Idee verdankt die Welt: „Die Auferstehung des Erlösers“ von Rubens.

Mitten in diesen feinen großartigen Gebilden fand auch sein wohlwollendes Herz reichliche Nahrung. Er war einer der größten Männer seiner Zeit, aber er war auch einer der edelsten und großmüthigsten

Johannes Breughel von Velouis, sein Freund, starb. Rubens ehrte das Andenken des Hinübergewandenen wie ein wahrer Künstler, er sorgte nämlich für die nachgebliebenen Waisen als ein Vater. Er ließ dem verstorbenen Maler ein Monument errichten und nahm dessen Tochter zu sich ins Haus.

Nun malte Rubens eine heilige Theresese, die für die Seelen im Fegfeuer bittet, und eine heilige Anna, welche die Jungfrau Maria lesen lehrt.

Nach und nach gewann das Kräftigere in Rubens Charakter wieder die Oberhand, er wählte sich Gegenstände, welche, wenn auch eben so heilig, denn doch wärmere Töne und stärkere Formen erforderten; er vollendete seine „Geißelung“ und stellte in diesem Meisterwerke zugleich den Schmerz des Menschen, der leidet, die Ergebung des Heiligen, welcher betet, die Wuth des Henkers, der schlägt, dar. Seit seinem Aufenthalte in Rom, wo ihn das jüngste Gerichte Michael Angelo's mit staunender Bewunderung erfüllte, hatte er beschlossen, auch dereinst etwas Aehnliches zu liefern, er brachte jetzt diesen Traum in Erfüllung und stellte Christus dar, den Donnerkeil in der Hand, das Universum bedrohend. In dieser seiner Composition zittert die



Jungfrau nicht, wie in der Buanarottiks; im Gegentheil, sie fleht für die Uebrigen. Die Idee ist noch heiliger als die in dem erstgenannten Kunstwerke.

In der Mitte dieser seiner Schöpfungen in der Malerei baute Rubens eine Kirche. Die Jesuiten in Antwerpen waren zu dem Besitze einer großen Menge von weißem und schwarzem Marmor gelangt, den die Spanier einem algierischen Corsaren abgenommen hatten; sie wollten von diesen kostbaren Materialien, welche wahrscheinlich zu einer Moschee bestimmt waren, eine Kirche aufführen lassen. Die Antwerpner wandten sich an den großen Meister mit der Bitte, ihnen die Plane zu diesem großartigen Bau zu liefern, denn man kannte sein unerreichtes Genie in dieser Hinsicht. Er willfahrte dieser Bitte, und als das Gotteshaus vollendet war, malte er sechsunddreißig Plafondstücke. Im Jahre 1718 zerstörte der Blitz die Kirche, nur das Chor blieb unversehrt.

So mit den verschiedenartigsten Arbeiten überhäuft, versäumte der große Meister es doch nicht, seinem eigenen Hause den Charakter zu geben, den er demselben zu verleihen sich vorgesetzt hatte. Alle

Kunstschätze, die er auf seinen vielen Reisen erkaufte hatte, wurden passend aufgestellt. An der Gott geweihten Stätte sah man sanfte Madonnen von Raphael, vortreffliche Compositionen aus dem Leben des Erlösers, Jungfrauen, Heilige, Märtyrer. Neben dem Himmel erschloß sich der Olymp. Antike Statuen aus Marmor oder Bronze prangten da, von Phidias an bis zu Cellini — unzählbare Schätze. Neben diesen Giganten erblickte man kleinere Kunstfachen, alle wie von Feenhand dahin gezaubert. Kleinodien in getriebener Arbeit, Trinkgeschirre, von fabelhaften Gestalten oder Wunderthieren getragen, kostbare Waffen und dergleichen Seltenheiten mehr; endlich waren alle die trefflichen Gaben aufgestellt, die der unvergleichliche Meister von den Herren dieser Erde zum Geschenk erhalten hatte, als: schwere Goldketten, Medaillen, kostbare Anzüge und köstlich gearbeitete Degen.

Um den Bau dieses Hauses zu vollenden, ließ Rubens am Ende seines Gartens graben, und da die Plane des Meisters sehr ausgedehnt waren, fand es sich, daß die Arbeiter auf das benachbarte Terrain gerathen waren, welches der Brüderschaft der Bogenschützen zugehörte. Diese beschwerten sich

anfangs darüber, da man sich aber daran nicht kehrte, drohten sie mit dem Gericht. Rubens bot ihnen Geld; sie verweigerten die Annahme desselben, sie verlangten, daß man die schon gemachten Gruben wieder zuschütte und Alles wieder in den vorigen Stand setze, außerdem würden sie die Sache bei dem Richter anhängig machen.

Der Meister kehrte sich nicht an diese Drohungen, sondern ließ immer weiter arbeiten. Die Bogenschützen führten also Klage gegen ihn, und er wußte sehr wohl, daß er den Prozeß nur verlieren könne. Aber was kümmerte er sich darum! Sein Bau schritt vorwärts, und so mußten seine Gegner endlich sich jeden Fußbreit Erde, den er ihnen nahm, mit Geld bezahlen lassen; sonst blieb ihnen nichts übrig. Aber auch seine Ankläger betrieben die Sache mit Ruhe, sie waren im Recht, denn man wollte ihnen ihr Eigenthum nehmen. —

Rubens war auf den Ausgang dieser Sache gespannt; als eines Abends einer seiner Freunde, Namens Koethax, ein Vorsteher der obengenannten Bruderschaft, zu ihm in sein Zimmer trat.

„Welche Neuigkeit bringt Ihr mir denn, mein werther Herr Gesandter? fragte der Maler, unter

diesem Titel muß ich Euch wohl heute willkommen heißen. Will Eure Gemeinde endlich Vernunft annehmen und ihre Grenze ein wenig weiter hinaus schieben?"

„Durchaus nicht, entgegnete der Angekommene, jetzt weniger als je.“

„So wollen sie ihre Klage fortsetzen?"

„Mit aller Strenge.“

„So mögen sie Das thun und mich bis dahin in Ruhe lassen.“

„Ihr werdet aber den Prozeß verlieren, Meister.“

„Glaubt Ihr?"

„Ich bin dessen gewiß.“

„Weshalb das?"

„Weil alles Recht auf ihrer Seite ist.“

„Das ist ein gewichtiger Grund! Ich verlange auch nicht zu gewinnen, ich will nur mein Haus nach meinem Plane bauen.“

„Aber, Meister, Ihr eignet Euch auf diese Weise Anderer Eigenthum zu.“

„Ich will es ja bezahlen.“

„Hört mich an, Meister, fuhr Roethar fort, es giebt vielleicht ein Mittel, die Sache auszugleichen. Euer Geld will die Bruderschaft nun

einmal nicht — aber sie würde sich glücklich schätzen, ein Gemälde von Eurer Hand zu besitzen."

„In der That?"

„Sie möchte ein Bild des heiligen Christoph für ihre Kapelle, wollt Ihr ihn malen?"

„Warum nicht? Mein Pinsel ist mein Geldbeutel, ob ich mit baarem Gelde oder mit Malerei bezahle, ist mir ganz gleich."

„So ist die Sache in Ordnung. Das Gemälde muß diese Größe haben," sprach Koethar und deutete auf eine Leinwand.

„Ihr wißt, daß ich nach dem Maaße arbeite, sprach lächelnd der Künstler, Ihr sollt mit Eurem heiligen Christoph zufrieden seyn."

„So kann ich das der Gemeinde mittheilen?"

„Das versteht sich, und ich führe meine Mauer auf!"

Die abgeredete Sache ward ins Werk gerichtet. Rubens sandte der Brüderschaft, um ihren Wunsch schneller zu erfüllen, seine „Kreuzesabnahme," eines seiner schönsten Bilder, und ein wahræs Wunder der Malerkunst. Sie nahm es aber nicht an, sie wollte einen heiligen Christoph.

Rubens mußte den Bogenschützen ihren Heiligen malen.

Es war nun um das Jahr 1620. Der Ruf des großen Meisters erfüllte ganz Europa. Frankreich, das jeden Ruhm sich so gern aneignet, mußte Etwas von dem Fürsten der Maler besitzen; Maria von Medicis beschloß daher, ihm die Ausschmückung des Palastes Luxembourg zu übertragen, und ließ ihn zu sich nach Paris entbieten.

Seit zehn Jahren, das heißt, seit dem Regierungsantritt Ludwig XIII., hatten sich in Frankreich viele Dinge ereignet.

Als der Leichnam des gemordeten Königs mit dem geweihten Wasser besprengt war, als der Todtengräber den Leichenstein auf seine Gruft gelegt hatte, vergaß Alles die untergegangene Sonne und wandte sich der neu aufgegangenen zu. Die Königin Maria beherrschte im wahren Sinne des Worts Frankreich, Ludwig XIII. war nichts weiter als ein Kind. —

Aber das Kind wuchs empor; diejenigen, denen die Königin niemals Gehör schenkte, nahen sich dem jungen Monarchen und erzählten ihm, daß er jetzt ein Mann sey und daß er nach gerade selbst regieren könne. Sie deuteten auf Concini, den

Günstling der Königin, schilderten ihm diesen als einen höchst gefährlichen Menschen und riethen ihm an, sich durch ein Verbrechen mündig zu erklären.

Im Cabinet des Königs wurde Rath gehalten; man machte ihm zwei Vorschläge, sich von dem Marschall zu befreien, ihn arretiren zu lassen, oder ihn aus dem Wege zu räumen. Der König Ludwig XIII. wählte das Letztere. Bedeutende Leute waren bei dieser Berathung gegenwärtig: ein Diener der Königin, Namens Marcillac; ein Mann, Trocy geheißen, von dem man wußte, daß er seine Schwestern verkauft hatte; ein Abenteurer, Le Travail, und ein Gärtner der Tuilerien. Ein gewichtiger und ehrenwerther Senat, um einen Mann zu verurtheilen, und einem König Rath zu geben! —

Eine Hand aber mußte aufgefunden werden, um den Meuchelmord zu vollziehen; sie mußte einem Edelmann und keinem der genannten niedrigstehenden Männer angehören.

Die Wahl fiel auf den Baron von Bitcy, einen Gardecapitain. Der Mann war gefunden, die Gelegenheit blieb noch zu suchen übrig; aber auch diese fehlte nicht.

Nach vier Tagen wurde Concini in den Louvre

beschieden. Kaum war er eingetreten, als man die Thüren hinter ihm verschloß. Drei Pistolen wurden auf ihn abgefeuert, er sank in die Kniee, der Baron Bitch vollendete das mörderische Werk durch einen Stoß mit dem Fuße.

Als Alles vorüber war, erschien der König, der versteckt die That mit angeschaut hatte, und rief freudig aus: „Dank, Dank, meine Freunde! jetzt bin ich König!“

Als die Königin von dem Vorfalle Kunde erhalten hatte, zog sie sich in ihre Gemächer zurück, ohne ihren Sohn zu sehen. —

Nichtsdestoweniger hatte Maria von Medicis im Jahre 1620 ihren ganzen Einfluß über ihren Sohn, der noch nicht volle zwanzig Jahre zählte, wiedergewonnen. Sie machte alle Einrichtungen und ließ also, wie schon erwähnt, den Meister Rubens nach Paris bescheiden, um den Palast, in welchem sie residiren wollte, auszuschnücken. Sie ahnte damals nicht, daß sie dreiundzwanzig Jahre später in Cöln in demselben Hause sterben würde, in welchem der große Meister einst geboren ward.

Der Baron von Bitch, der französische Gesandte am Hofe des Erzherzogs Albert, sollte die



königliche Botschaft ausrichten. Die Einladung der Königin von Frankreich machte unserm Meister Rubens große Freude; er vollendete rasch die Werke, welche er begonnen, und reiste nach Frankreich ab.

Der Baron von Bity mußte Rubens bei Hofe vorstellen, sie begaben sich also nach dem Louvre und wurden von der Königin empfangen.

Maria von Medicis war zu jener Zeit achtundvierzig Jahre alt. Ihr Gesicht zeigte noch die Spuren ihrer ehemaligen großen Schönheit, sie war in schwarze Seide gekleidet. Als der berühmte Maler in der Thür des Saales erschien, in welchem sich die Königin befand, erhob sich diese von ihrem Sessel und trat ihm entgegen.

„Wir betrachten es als ein ganz besonderes Glück, sprach sie, daß ein so großer Meister an unserm Hofe erscheint. Die Nachwelt soll nicht sagen, daß es eine Königin gab, die sich Maria von Medicis nannte, und einen Maler Rubens, welche zu einer und derselben Zeit lebten, sich aber nimmer begegnet wären. Eine Erbschaft ist es, welche von unserer erlauchten Familie auf uns gekommen, daß wir die heilige Kunst und ihre Meister über Alles lieben; wir wollen daher für

Euch thun, was unsere Vorfahren für die Meister ihrer Zeit thaten."

„Ich stelle mich ganz zu dem Befehl Eurer Majestät,“ entgegnete Rubens, indem er sich tief verneigte.

„Wohlan, Meister, fuhr die Königin fort, wir verlangen etwas Großartiges, Herrliches von Euch; wir wollen, daß unsere Nachkommen eifersüchtig auf uns seyn sollen, daß wir den Meister auffanden, der uns eine ganze Iliade hinstellt.“ —

„Mit Vergunst, Eure Majestät, ich bin lange kein Homer.“

„Ihr wißt sehr wohl, Meister, erwiederte lächelnd die Königin, daß man die übertriebene Bescheidenheit der großen Männer nur als übergroße Eitelkeit zu betrachten pflegt; und daß Ihr Euch nur herabsetzt, damit man Euch um so höher hebe.“

„Hört meinen Auftrag, Meister, sprach die Königin, wir wollen vierundzwanzig Gesänge, also vierundzwanzig Gemälde von Euch, wie diejenigen, welche Ihr schon geliefert habt. Nach diesem ersten Theile Eurer Poesie'n verlangen wir einen zweiten. Macht Euch an die Arbeit, wann Ihr wollt; errichtet Euer Atelier in einem Palast, laßt Euch

aus unserer königlichen Kasse zahlen, was Euch beliebt, und verlaßt uns erst, wenn Ihr Alles vollendet habt."

„Ich danke Eurer Majestät, entgegnete Rubens, für so viel Gnade, so viele Güte! Ich fordere aber von Eurer Majestät die Erlaubniß, nach Antwerpen zurückkehren zu dürfen, um Ihren allerhöchsten Befehl auszuführen. So gastlich mich Frankreich aufnahm, so huldreich und großmüthig sich Eure Majestät mir bezeugte, ich muß es eingestehen, ich kann nur in der Heimath malen; dort nur ist Alles, was meine Kunst — was mein Herz verlangt. Sie wissen, gnädigste Frau, der Geist ist es nicht allein, der da arbeitet; das Herz fordert auch seine Rechte. — Ich ersuche Eure Majestät also noch einmal um die Vergünstigung, wenn ich Ihre Befehle ausführlich vernommen haben und Ihre Plane genau kennen werde, nach Antwerpen zurückkehren zu dürfen."

„Wenn Ihr es denn so wollt, bemerkte Maria von Medicis, so kehrt in Eure Heimath zurück; doch bevor Ihr Frankreich verlaßt, müßt Ihr dem König vorgestellt werden, und wir selbst wollen uns des Geschäftes unterziehen. Er ist noch ein Kind,

Meister, mit seinen Vergnügungen beschäftigt, doch zeigt sich Ludwig schon als Freund von Allem, was groß, als Beschützer alles dessen, was edel, als Enthusiast für Alles, was schön ist. Ihr werdet ihm daher sehr willkommen seyn. — Steht es Euch an, so gehen wir jetzt gleich, überraschen ihn so zu sagen in seiner Lieblingsbeschäftigung. Ihr solltet es in der That nicht denken, womit der König von Frankreich sich die Zeit vertreibt. Wir lassen ihm sein Vergnügen und übernehmen für ihn die schwere Last der Regierung, das Drückende der Krone."

„Es ist ein wahrhaft edler Beruf, dem Eurer Majestät obliegt, versetzte Rubens nicht ohne Beziehung, Frankreich erkennt es jetzt schon an und hofft, daß Gott Eurer Majestät einst vergelten werde."

„Ihr Künstler seyd dagegen glücklicher, fuhr Maria fort, seyd Ihr einmal als Herrscher anerkannt, durchwandert Ihr sorgenlos Euer Reich; jeder Schritt, den Ihr thut, das heißt, jedes Werk, das Ihr schafft, wird angestaunt und bewundert. Ihr genießt die wahre Huldigung. Ihr besißt ein unantastbares Reich, das des Genie's; während

die Könige dieser Erde, denen Gott die Krone aufs Haupt gesetzt, freudenlose Tage und schlaflose Nächte verbringen. So hoch ein Thron auch gestellt ist, fortwährend dringt das Gemurmel des Volks hinauf, denn das Auge des Verlangens und das Auge des Neides ist stets darauf geheftet. Glaubt es uns, Meister, Euch ward die reinste Krone, der glänzendste Thron zu Theil! — Doch kommt jetzt, laßt uns abbrechen, wir gerathen sonst in die Politik, so tief wie Richelieu.“

Maria von Medicis erhob sich von ihrem Sessel und schritt vor Rubens her, um ihn zu ihrem Sohne zu geleiten. Die Königin fragte wenig nach Etikette, sie, eine Medicis, that wie ihre Vorfahren, und sprach jeden Bürger ohne Unterschied. Eine solche Herablassung befestigte sehr die Macht dieser Familie, anfangs geschah es aus Politik, später ward es zur Gewohnheit. Der geneigte Leser wird sich nach dem eben Erwähnten also nicht mehr über die gewissermaßen bürgerliche Einführung des Malers wundern.

Hätte Rubens indeß vor der jungen Königin, vor Anna von Oesterreich erscheinen müssen, dann hätte sich Alles anders gestaltet; die junge Ge-

mahlin des Monarchen hatte die spanische Etikette in ihrer ganzen Steifheit beibehalten. Sie befand sich zurückgezogen in ihren Zimmern, trübe und vernachlässigt, wie sie es immer war.

Maria von Medicis schritt mit dem berühmten Meister durch mehrere Säle, bis sie endlich vor einer kleinen Thür Halt machten. Einige Momente lang blieben sie dort ruhig, damit man ihre Ankunft nicht bemerke; dann hob die Königin plötzlich einen seidenen Vorhang empor, und Rubens, welcher dicht hinter ihr stand, konnte Alles gewahren, was im Zimmer vorging.

Der König saß auf einem Werkisch und war mit allem einem Tischler nothwendigen Geräth umgeben; er drehte eine kleine Büchse in seinen hohen Händen, die er so eben vollendet hatte.

„Wie befindet sich mein vielgeliebter Sohn?“ fragte die Königin, als sie eingetreten war.

Der junge Monarch erhob beim Tone dieser ihm freilich wohlbekannten Stimme das Haupt in Verwunderung und erwiderte:

„Sehr wohl, meine Mutter, sehr wohl!“

Die Frage war von Seiten Maria's mit verstellter Freundlichkeit ausgesprochen worden, die Ant-

wort von Ludwig XIII. mit sichtbarer Kälte. Dies Zusammentreffen fand statt, nachdem sich Mutter und Sohn in zwei Jahren nicht gesehen hatte. —

„Sie sind bedeutend gewachsen, mein Sohn,“ bemerkte die Königin.

„Ihnen zu dienen, meine Mutter,“ lautete die kurze Antwort.

Der Zweck unseres Hierseyns, mein Sohn, ist: wir wollten selbst Ihnen einen großen Künstler vorstellen, der auf unseren Wunsch hierher nach Frankreich gekommen ist. Der Maler Rubens!“

„Seyd mir an meinem Hofe willkommen, Meister, sprach Ludwig XIII., von Zeit zu Zeit auf sein Gewehr blickend, seydt willkommen, wir kennen Euch schon dem Rufe nach und sind Euch in Gnaden gewogen.“

„Ich weiß es dem Allmächtigen im Himmel Dank, entgegnete Rubens, indem er sich tief verbeugte, daß er es zuließ, daß mitten in den ernstesten Regierungsgeschäften mein Name bis zu Eurer Majestät drang. Mein heißester Wunsch, mein innigstes Bestreben ging stets dahin, einen Theil meines Lebens und meiner Kunst diesem bevorrechteten schönen Lande zu widmen, welches Sie, Sire,

beherrschen, und ich danke Eurer Majestät, wenn Sie mir Ihre Zustimmung dazu verleihen." —

„Und Ihr werdet dieses unser Reich nicht verlassen, ohne ein Andenken von dem Beherrscher desselben mit Euch hinweg zu führen. Es wird Euch manches gefallen in unserer Hauptstadt, Meister, wählt Euch einen Gegenstand, den Ihr zu besitzen wünscht, und er soll der Eure seyn.“

Der berühmte Maler verneigte sich wieder vor Ludwig XIII. und richtete dann einen verlangenden Blick auf das Gewehr, welches der König in seiner hohen Hand hielt; dieser bemerkte es und sprach lächelnd: „Ha, Ihr beschauet diese Büchse hier und wundert Euch darüber.“

„Sire, ja! Und da denke ich denn so bei mir, daß, wenn ich Eurer Majestät irgend etwas geliefert habe und mir Dieselben einen Lohn dafür zuerkennen, ich das als das höchste Glück betrachten würde, wenn ich das Kleinod mein nennen dürfte, welches Eure Majestät jetzt in Ihrer hohen Hand halten.“ —

Rubens hatte die rechte Saite angeschlagen. Von diesem Augenblick an hatte er die vollständigste Gunst des Königs erlangt. Der junge Monarch näherte sich ihm und sprach: „Ihr seyd ein



arger Schmeichler, Meister, da nehmt Das für Eure Schmeichelei!" Und er überreichte dem großen Maler die kleine von königlicher Hand gefertigte Waffe.

Rubens küßte die Hand, welche Ludwig ihm entgegenstreckte, und nahm das Gewehr, das, er mußte es sich eingestehen, bewunderungswürdig gefertigt war.

„Kommt nun, Meister, sprach Ludwig und ergriff den Arm des Künstlers, wir wollen uns jetzt zusammen langweilen, wir wollen jagen. Adieu, meine Mutter," fügte er hinzu, doch ohne sich zu Maria von Medicis hinzuwenden.

Wenn dieser Beherrscher Frankreichs gemeinlich die Redeform gebrauchte: „wir wollen uns zusammen langweilen," so mußte Der, zu dem er sprach, sein Günstling seyn; und in der That führten Beide dann das Vorgeschlagene aus. Sie stellten sich in eine Fensterbrüstung und keiner sprach ein Wort; der König schwieg, also wagte es der Höfling nicht, zu reden, der Erstere gähnte wiederholt, der Hofcavalier that ein Gleiches, und so endete diese Partie de plaisir.

Den großen Meister aber, der jetzt an seinem

Hofe weilte, unterschied der junge Monarch sehr wohl von seinen Höflingen; er fühlte, daß die Anwesenheit des berühmten Mannes zu seiner Zerstreuung beitragen würde, und er wollte Nutzen daraus ziehen.

Der König durchschritt mit seinem Gaste mehrere Säle und begab sich dann mit demselben in den Hof des Louvre, wo er in einem Gebäude seine Falken aufbewahren ließ. Rubens mußte eintreten; der alte Wächter, ein treuer Diener Ludwigs, von dessen frühester Kindheit an, zeigte auf den Befehl des Königs alle verschiedenen Arten dieser Vögel, die trefflichen Geyer- und Lerchenfalken u. s. w. Der König nannte alle bei Namen und nahm zwei der schönsten auf seine Hand. —

„Seyd Ihr Jäger, Meister Rubens?“ fragte der Monarch.

„Eurer Majestät zu dienen, ja,“ versetzte der Maler.

„Habt Ihr gute Jagden in Flandern?“

„Vortreffliche, Sire, und es ist eine meiner Lieblingsvergnügungen.“

„Das sage ich mit. Für mich ist es die einzige Lust! rief Ludwig lebhaft. Habe ich keine

großen Jagden, bin ich mit den kleinen zufrieden; Ihr sollt mein Gefährte dabei seyn und eine Jagd mitmachen, so gering wie Ihr sie noch nie gesehen habt." —

So sprechend gab der König dem Maler einen Falken und schritt mit ihm aus der Falknerei.

Der Garten der Tuileries war damals noch nicht Das, was er jetzt ist. Erst unter den späteren Regierungen wurden die Bäume geregelt und beschnitten. Zu jener Zeit bildeten sie mehr, da die Zweige in einander wuchsen, ein dichtes Gehölz, zu Träumereien einladende Alleen, auch gab sich der junge König in diesem geheimnißvollen Dunkel oft lange Zeit seinen Gedanken hin.

Der königliche Jäger wandte sich nun mit seinem Gaste dem Orte zu, wo er gewöhnlich zu jagen pflegte. Dort angelangt, vernahmen sie ein wunderliebliches Concert; die Vögelchen redeten jedes seine Sprache, und jubelten aus den grünen Schöffern, die Gott ihnen zur Wohnung bestimmte, fröhlicher ihren Dank zu ihm empor, als es die Großen der Erde aus ihren steinernen Schöffern thun, die die Menschen für sie erbauten.

Rubens schritt neben dem königlichen Jüng-

ling hin, der die Tischlerwerkstatt verlassen hatte, um Sperlinge zu schießen, und konnte sich des Gedankens nicht erwehren: ob diese neunzehnjährige Stirn dereinst stark genug seyn würde, um die auf sie vererbte Krone Heinrich IV. zu tragen.

„Noch einmal, Meister, begann der König, Ihr sagtet, Ihr hättet treffliche Jagden in Flandern?“

„Zu dienen, Eure Majestät! Gehölze voller Wildpret, große Ebenen! Ja, Flandern ist ein schönes Land, Sire, wenigstens für mich, ich liebe es als mein Heimathland über alle Maßen!“

„Ja, seht dagegen unsre Jagden!“ rief Ludwig mit einem Seufzer. Er schritt neben dem Maler her, vergaß seines Falken und fing schon an, sich auch mit diesem zu langweilen; da flog plötzlich ein Vögelchen über den Kopf des Monarchen hin, Ludwig ward dadurch seinen Gedanken entrissen, er sandte seinen Falken nach, und nach einigen Minuten fiel das kleine Thier zu Boden.

„Nicht wahr, Meister, ein trauriges Vergnügen für einen König, sprach der jugendliche Jäger, indem er den todten Vogel aufhob, was aber sollen wir thun, wir müssen das Vergnügen nehmen, wie es sich uns darbietet. Ist das aber nicht ein

trefflicher Vogel — die Kofette? seht, Meister, keine Spur sieht man an dem todten Thiere. Die Wissenschaft, zu tödten, ohne daß man es bemerkt, haben die Menschen wohl von diesem Vogel gelernt. Es giebt viele, die große Geschicklichkeit darin besitzen." —

Als ob diese letzte Rede traurige Erinnerungen bei ihm erwecke, schwieg der König und senkte sein Haupt.

Der hohe Meister, welcher in seinem ruhmvollen Leben keine so finsternen Erfahrungen gemacht hatte, und ebenfalls auch für die Zukunft nicht so schwarze Schatten sah, betrachtete mit Theilnahme die jugendliche Gestalt des königlichen Jünglings, der viel beredter von Trauer und Schwermuth erzählte, als es Worte zu thun im Stande gewesen wären.

Noch einige Zeit strichen sie in den Tuilerien umher, dann begaben sie sich wieder zum Louvre, und der Maler verabschiedete sich von dem Monarchen, der, den todten Vogel in der Hand, schweigend, das Haupt gesenkt, wieder in seine Gemächer hinaufstieg.

Am anderen Tage ließ die Königin Mutter

den Meister nach dem Palast Luxembourg rufen und gab ihm selbst alle möglichen Auseinandersetzungen über die gewünschten Gemälde. Der Maler durchschaute die schlaue Frau sogleich, das Ganze sollte nur ihr Lob der Welt zeigen; als er diesen Zweck erkannt und ihre Aufträge verstanden hatte, blieb in Paris für ihn nichts mehr zu thun übrig, er verabschiedete sich bei den hohen Herrschaften und kehrte nach Antwerpen zurück.

Kaum in seiner Heimath angelangt, hatte er den Plan zu dem neuen großen Werke entworfen; es blieb ihm nur noch übrig, denselben in seinem Atelier auszuführen. Nun war es wahrlich märchenhaft, wie dieses ungeheure Gedicht mit jedem Tage unter seinem Zauberpinsel weiterkam, wie alle diese Gestalten auf das Gebot des Meisters zum Leben erweckt wurden! Vierundzwanzig große Stücke Leinwand wurden leer in das Atelier des Malers geschafft — nach Verlauf von zwanzig Monaten waren sie belebt. Könige, Kardinäle, Königinnen, Götter, Sirenen traten dem staunenden Auge entgegen, eine ganz neu erstandene Welt!

Wenn man die großartige Composition dieses Riesengenies anstaunt, bleibt man wie erstarrt vor

derselben; sie übersteigt jede Erwartung, jede Einbildungskraft; es scheint ein Wunder, daß unter dem Pinsel eines einzigen Mannes dies Alles hervorging; vor dieser Anhäufung von Meisterwerken verstummt man, wie vor jeder Unermesslichkeit, man wagt keinen Laut zu äußern, aus Furcht, die ewige Poesie zu zerstören, welche daraus sich verbreitet.

Wie blickt unter allen diesen Königen, diesen Herzögen der unvergleichliche Genius des Malers hervor? Wie weiß er jedem den Platz zu verleihen, den er verdient! wie giebt er jedem ein anderes Leben! Wie ist die Gestalt der Maria von Medicis, welche sich durch die ganze Dichtung zieht, groß und imposant; bald in Schmerz versunken, bald glänzend in Pracht, immer aber schön. — Und das Gigantenwerk ward in zwanzig Monaten vollendet, das heißt: kaum in einer Zeit, deren ein anderer Maler bedarf, um irgend ein großes Bild zu erfinden und vollständig auszuführen. Es scheint übermenschlich! Wer die Meisterwerke angestaunt hat, wird uns beipflichten, in wessen Macht es steht, zu reisen und sie zu schauen, der säume nicht, keine Pilgerfahrt auf der ganzen Welt ist so lohnend.

Wir theilen dem geneigten Leser hier die Reihenfolge der Gemälde mit:

Die drei Parzen bestimmen das Geschick der Medicis. Eine läßt der anderen behutsam den Lebensfaden zukommen, sie wenden die größte Vorsicht an, ihn nicht zu zerreißen.

Die Geburt der Königin zu Florenz im Jahre 1573. —

Heinrich IV., als er das Bild der Maria von Medicis empfängt. —

Der Großherzog vermählt sich, im Namen des Königs, durch Procuration mit seiner Nichte. —

Die Ausschiffung der jungen Königin zu Marseille, geschützt von allen Göttern und Göttinnen des Meeres.

Die Vermählung Heinrich IV. mit Maria. —

Die Geburt Ludwig XIII. zu Fontainebleau. Dies ist eines der wunderherrlichsten Gemälde der Sammlung; der Schmerz der Frau ist mit der Freude der Mutter in dem Antlitz Maria's unaussprechlich wahr vereinigt. —

Heinrich IV. vertraut Maria von Medicis die Regentschaft an. —

Die Krönung der Königin. —



Die Apotheose Heinrich IV. Der äußere Schmerz ist unvergleichbar auf den beiden Gestalten der Victoria und der Bellona ausgedrückt; die innere unennbare Qual auf dem Antlitz Maria's.

Die Regierung der Königin. —

Die Reise der Maria nach der Brücke von Cé.

Der Austausch der beiden Prinzessinnen; Isabella von Bourbon, welche sich mit Philipp IV. und Anna von Oestreich, die sich mit Ludwig XIII. vermählen soll. —

Die Glückseligkeit der Regentin. —

Die Mündigsprechung des Königs. —

Die Königin entflieht nach dem Schlosse von Blois, wohin sie durch ihren Sohn verwiesen worden. —

— Versöhnung der Maria von Medicis mit ihrem Sohne. —

— Abschluß des Friedens. —

— Zusammenkunft der Königin mit Ludwig XIII. —

— Die Zeit läßt die Wahrheit triumphiren. —

Der große Meister reiste nach der Vollendung dieser vortrefflichen Galerie sogleich nach Frankreichs Hauptstadt. Als die Königin diese Wunderwerke erschaute, ward sie wahrhaft geblendet. Sie war

gegenwärtig im Palaste Luxembour, als Rubens den Gemälden ihre Plätze anwies. Sie verstummte vor solcher Herrlichkeit und fand erst nach geraumer Zeit die Sprache wieder, nur um den Maler daran zu erinnern, daß er ihr versprochen habe, eine zweite Sammlung folgen zu lassen. Diese sollte das Leben Heinrich IV. hinstellen. — Kaum hatte die hohe Frau dies Verlangen dringend ausgesprochen, als Rubens schon die neuen Skizzen entwarf.

Wir lassen jetzt den Maler auf kurze Zeit mit seinen schöpferischen Gedanken allein und betrachten eine neue Sonne, welche am französischen Hofe aufging und die Aufmerksamkeit allgemein in Anspruch nahm. Man sprach nur von dem neuen Ankömmling, denn er war in Frankreich unter einem goldenen Regen erschienen, wie Jupiter bei der Danae.

Es war der eleganteste Cavalier, der schönste und thörichtste Mann dreier Königreiche, von den Frauen vergöttert, von den Männern gehaßt und beneidet; mit einem Worte, es war der Herzog von Buckingham, der in der Seinestadt eingetroffen war.

Der Lord Rich war im vergangenen Jahre in Frankreich gewesen und hatte bei seiner Zurückkunft in London dem Herzog von Buckingham versichert, daß er in seinem Leben nichts Schöneres gesehen habe, als die junge Königin, Anna von Oestreich. Buckingham, der größte Sonderling seiner Zeit, beschloß, unverzüglich die Reise nach Frankreich anzutreten und Ludwig XIII. Nebenbuhler zu werden, der doch schon einen an Richelieu zählte.

Ein politischer Zweck mußte dem Günstling Carl I. als Vorwand dienen; er kam als Abgesandter, um Henriette von Frankreich, die Braut des Sohnes seines Souverains, nach England hinüber zu führen.

Der Herzog von Buckingham wurde von dem König und der Königin im Thronsaale empfangen; als er sich verneigte, um seine Beglaubigungsschreiben in die Hand des Monarchen niederzulegen, riß eine Schnur, die seinen Mantel zusammenhielt, und große achte Perlen, 300,000 Francs an Werth, rollten in den Saal. Die Höflinge, ohne sich dessen zu schämen, bückten sich und sammelten die werthvollen Kleinode auf; so theuer bezahlte der

vornehme Engländer den ersten Blick Anna's von Oestreich.

Einige Tage später gab die Herzogin von Chevreuse einen glänzenden Ball, dem Gaste zu Ehren; um ihr seinen Dank abzustatten, sandte er ihr ein Collier von Diamanten, 100,000 Franks an Werth. Er beschloß, am Abend des Festes nicht von der Seite der Königin zu weichen.

Als die Königin aus ihrem Wagen gestiegen war, stützte sie sich auf den Arm der Herzogin, und schritt durch die Blumen-Parterres des Gartens. Ein Gärtner trat ihr entgegen und überreichte ihr ein Bouquett, wußte es aber so einzurichten, daß, als sie es nahm, seine Hand die ihre mit einem leisen Druck berührte; auch soll der Gartenarbeiter dabei einige Worte leise gesprochen und sich rasch entfernt haben. Das Gerücht verbreitete sich plötzlich, daß es der Herzog von Buckingham gewesen sey; man beeilte sich, ihm nachzuspüren, aber es war vergebens.

Zu derselben Zeit ward der jungen Königin eines Tages ein berühmter Magier gemeldet, der ihr die Zukunft enthüllen wollte. Sie reichte ihre schöne Hand dem vermeinten Greise, welcher ihr

so unerwartete, doch treffende Dinge vorher sagte, daß sie in Verwirrung gerieth. Es wird behauptet, daß sich ihrer eine große Angst bemächtigte, und sie ihre Fassung verlor, als sie bemerkte, daß die Stimme des Magiers und die des Gärtners eine und dieselbe war.

Der Herzog von Buckingham excellirte wahrhaft in der Kunst des schönen Tanzes, welche zu jener Zeit von Niemandem geringgeschätzt wurde. Er tanzte in einem Ballet mit solcher Geschicklichkeit und Grazie, daß der König und die Königin laut ihren Beifall zu erkennen gaben. Plötzlich aber war wieder der elegante Tänzer verschwunden, wie der Gärtner, wie der Magier verschwand; wahrscheinlich, um Costüm und Rolle zu wechseln.

Eine glänzende Maskerade fand statt, welche nichts weiter aussprechen sollte, als eine eminente Schmeichelei für den französischen Hof. Alle anderen Beherrscher der Erde, von den Prinzen und Hofcavalieren vorgestellt, hatten sich vereinigt, um dem Throne Frankreichs ihre Huldigung darzubringen. Die orientalischen Könige wurden von den Prinzen der regierenden Häuser im französischen Reiche dargestellt, nämlich von Lothringen, Rohan,

Bouillon, Chabot und Tremouille. Der junge Chevalier von Guise war der Bruder des Herzogs von Chevreuse; am Abend vor dem Maskenballe begab sich Buckingham zu diesem.

Als der erlauchte Gesandte zu dem Chevalier eintrat, saß derselbe in seinem Cabinet und zerbrach sich den Kopf, auf welche Weise er recht prächtig und elegant auf dem morgenden Feste erscheinen könne. Er war von allen Seiten in die Enge getrieben, denn es fehlte ihm am Gelde. Der Besuch Buckinghams schien ihm daher ein sehr glücklicher Zufall; und in der That stellte derselbe auch, als er seine Calamität vernommen, dreitausend Goldstücke zu seiner Verfügung und versprach ihm, ihm die Diamanten der Krone Englands, die Jakob III. dem Repräsentanten bei der Vermählung anvertraut hatte, zu leihen.

Es leuchtete dem Chevalier von Guise ein, daß der edle Herzog ihm nicht einen so glänzenden Vorschlag machen würde, ohne seinerseits etwas dafür zu verlangen; er betheuerte also dem Gesandten, daß er dagegen mit Leib und Seele zu Gegen diensten bereit sey, und daß er ihm ja Gelegenheit geben möge, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

„Nun wohl! rief Buckingham, eine solche Gelegenheit ist gleich zur Hand. Glauben Sie mir einigen Dank schuldig zu seyn, lassen Sie mich morgen beim Balle einen Theil des Abends Ihre Stelle einnehmen. So lange der Groß-Mogul, den Sie repräsentiren werden, die Maske vor dem Gesicht haben muß, will ich ihn darstellen, wenn er sich demaskiren muß, sind Sie's. Sie essen und trinken, ich tanze. Wir zwei machen nur eine Person aus. Willigen Sie ein?“

Der Chevalier von Guise war aus einer viel zu großen Verlegenheit gerissen, als daß er nicht in jede Bedingung eingegangen wäre; die kleineren Details wurden verabredet, und die beiden Herren trennten sich, jeder mit dem anderen zufrieden. —

Am anderen Tage wurde Alles so ausgeführt, wie man es sich vorgenommen hatte. Bis zum Souper blieb Alles maskirt, Buckingham war also der Groß-Mogul im prächtigsten Costüm, der Chevalier sein Schwertträger. Als aber das glänzende Mahl begann und jeder die Maske ablegte, wurden die Rollen gewechselt, der Slave wurde Herr. Nach dem Souper, als man sich wieder

maskirte, fand ein neuer Kleidertausch statt, und Buckingham war wieder der Groß-Mogul. —

Um vier Uhr Morgens zogen sich die höchsten Herrschaften zurück. Als die Königin in ihren Wagen steigen wollte, eilte ein Lakai in der Livree des Connetable's herbei, beugte ein Knie, und statt den Fußtritt der Kutsche herabzulassen, hielt er seine Hand hin. Die Königin trat darauf, er drückte den kleinen Fuß, wie der Gärtner die Hand gedrückt hatte; die Königin, obgleich durch derartige Verkleidungen oft überrascht, stieß unwillkürlich einen Schrei aus; man eilte herbei, die Königin saß ruhig im Wagen — der Lakai war verschwunden.

Einige Tage nach dem Maskenballe besuchte der Herzog von Buckingham die Galerie, in der Rubens Meisterwerke ausgestellt waren. Er fand dort den berühmten Maler, den er mit Lobeshhebungen überhäufte, ihn mit den schmeichelhaftesten Namen benannte, seinen Arm ergriff, mit ihm auf und abschnitt, und die Schöpfungen des Meisters bewunderte. Was sie später mit einander verabredeten, weiß man nicht, doch bemerkte man kurze Zeit nachher, daß der englische Gesandte in seinem Cabinet ein sprechend ähnliches Bild



Anna's von Oestreich hatte, das von Meisterhand gefertigt war.

Von dieser Zeit an herrschte eine vertraute Freundschaft zwischen dem Herzog von Buckingham und dem unvergleichlichen Künstler. Das feine vornehme Benehmen des Cavaliers paßte ganz zu dem eleganten, liebenswürdigen Betragen des Meisters.

Seltene Gerüchte verbreiteten sich zu jener Epoche in Frankreichs Hauptstadt. Ein Gespenst solle im Louvre umgehen; eine weibliche Gestalt, eine weiße Frau sich dort erblicken lassen. Viele Diener hatten dies Phantom erschaut und die Flucht ergriffen.

Eines Abends spät schlich dies furchtbare Gespenst, mit einem Todtenkopf auf der Brust, bis in die Nähe der Gemächer der Königin. Ein scharfer Beobachter, dem die Furcht nicht den Verstand geraubt hätte, würde bemerkt haben, wie die Hand einer ältlichen Dame dem Geiste eine Thür erschloß und ihm den Einlaß in ein Zimmer gewährte, in dem sich Anna von Oestreich befand. Dort angelangt, flog die Kappe vom Gesicht, Buckingham lag zu den Füßen der jungen Königin,

die Frau von Chevreuse, welche zugegen war, hatte ihm den Weg gezeigt.

In diesem Moment verließ der König mit Barattes, der ihm Gesellschaft geleistet hatte, noch einmal sein Zimmer; Bertin, der Kammerdiener der Königin, glaubte, er wolle sich zu seiner Gemahlin begeben, und benachrichtigte die Herzogin von Chevreuse davon. Die Verwirrung ward allgemein, die weiße Frau entfloh in aller Geschwindigkeit.

Aus England lief die Nachricht ein, daß Jakob VI. gestorben sey und Carl I. den Thron bestiegen habe. Buckingham bekam mit dieser Kunde den Befehl, die Vermählung zu beschleunigen. Richelieu, der genau wußte, was vorging, wünschte nichts sehnlicher, als den Herzog von Paris zu entfernen, er schrieb an den Pabst, daß, wenn derselbe nicht die Dispensation einsende, die Heirath ohne sie vollzogen werden solle; so sehr lag dem Cardinal daran, sich von einem Nebenbuhler zu befreien.

Die Dispensation vom heiligen Vater traf ein und die junge Königin reiste mit ihrem provisorischen Gemahl nach Amiens ab.

Kurze Zeit vorher hatte der Herzog von Buckingham noch eine Unterredung mit Rubens; der Meister sollte noch einmal mit in die Politik verwickelt werden.

„Ich weiß, Rubens, begann der Gesandte, daß Ihr das völlige Vertrauen der Erzherzogin genießt; eben so weiß ich auch, daß man Euch jede Mission anvertrauen kann, denn ihr führt dieselbe eben so geschickt aus, als Eure Bilder; ich trage Euch daher auf, sie wissen zu lassen, daß ich den Wunsch ausgesprochen hätte, die Mißhelligkeiten aufgehoben zu sehen, welche schon so lange zwischen den Kronen Spaniens und Englands obwalten.“

„Das wird leicht ins Werk zu richten seyn, erlauchter Herr, entgegnete Rubens, doch ehe ich Euren Auftrag ausführe, gestattet mir die Gunst, Euch einen Rath zu ertheilen.“

„Und der wäre?“

„So schnell als möglich abzureisen.“

„Weshalb das, Meister?“

„Weil Paris nicht länger ein sicherer Aufenthalt für den Herrn Herzog ist.“

„Ich bin unantastbar in meiner Eigenschaft als Gesandter,“ entgegnete Buckingham lächelnd.

„Als der Herzog von Buckingham, als Gesandter und Stellvertreter Carl I., allerdings, bemerkte Rubens, als Mann, als Nebenbuhler Richelieu's ist Alles zu fürchten. Wenn der öffentlichen Rache die Hand gebunden ist, wirkt der geheime Haß, und der Dolchstoß in den Straßen von Paris ist leicht dem Manne beigebracht, den man im Moment für einen Dieb gehalten, und der doch nur ein Verliebter war. Selbst Euer Souverain, gnädigster Herr, kann dergleichen nur als einen unglücklichen Zufall betrachten. Beeilt, Herr Herzog, die Vermählung, die Abreise! Was ich befürchte, wäre vielleicht längst eingetroffen, wenn die Leute im Louvre nicht so bang vor Gespenstern wären.“

„Seltsam genug, versetzte Buckingham, ich habe gerade gestern in einem Schreiben denselben Rath bekommen, den Ihr, Meister, mir heute mündlich gebt. Da lest einmal.“ — Bei diesen Worten übergab ihm der Gesandte ein Billet. —

Rubens überlas rasch die Zeilen. „Ihr seht, Herr Herzog, diese Zeilen gehen viel weiter, als ich; ich gab nur den Rath, sie sprechen aber gewissermaßen eine Prophezeihung aus.“

„Wer kann sie geschrieben haben?“

„Es ist die Hand einer Dame.“

„Vielleicht Frau von Chevreuse?“

„Sehr möglich,“ versetzte Rubens.

„Die würde es mir mündlich mitgetheilt haben.“

Eine Pause trat ein. Beide Sprechenden blickten einander an, denn Beide waren offenbar von einem und demselben Gedanken erfaßt; doch wagte Niemand, seine Meinung laut werden zu lassen; der Herzog wollte nicht zu eitel erscheinen, der Maler nicht zu indiscret, sonst hätten Beide den Namen der Königin genannt.

Buckingham unterbrach zuerst die Stille wieder.

„Ich will den Doppelrath befolgen, Meister, sprach er, und in einigen Tagen abreisen. Ich habe indeß von Euch, Rubens, ehe ich Frankreich verlasse, noch ein Opfer für mich zu fordern — ich will es Euch aber nicht selbst aussprechen — denn ich muß Euch die völlige Freiheit lassen, es mir abzuschlagen. Ich werde es Euch wissen lassen, wenn Ihr zurück in Antwerpen seyd.“

„Ich bin ganz zu Eurem Dienste, erlauchter Herr, erwiederte Rubens ehrerbietig, ich sowohl, wie mein Pinsel, wir erwarten Eure Befehle.“

„Nun, wir wollen sehen! rief der Herzog, lebt

wohl, Meister, und vergeßt nicht meinen Auftrag an die Erzherzogin."

„Der wird pünktlich besorgt, antwortete der Maler, seyd dessen versichert, erlauchter Herr, und gehabt Euch wohl." —

Einige Tage nach diesem Gespräch reiste der Herzog von Buckingham, wie wir schon bemerkten, mit der jungen Königin und ihrem Gefolge nach Amiens ab. — Rubens seinerseits begab sich nach seiner Heimath, nach Antwerpen, zurück.

Obgleich in späterer Zeit noch einzelne Beziehungen zwischen dem englischen Herzog und dem holländischen Maler stattfanden, sahen sich die beiden Genannten doch niemals wieder.

Wir, die wir bloß die Geschichte des unerreichten Meisters erzählen, wir würden Buckingham nicht weiter erwähnen, wenn wir nicht, um das Rechte, Gewagte in seinem Betragen in das rechte Licht zu stellen, seines letzten Aufenthalts in Amiens gedenken müßten.

Als die drei Königinnen: Maria von Medicis, Anna von Oesterreich und Henriette in Amiens eingetroffen waren, bezog jede ein anderes Hotel, weil man kein Gebäude groß genug fand, um alle

drei aufzunehmen. Anna, die junge regierende Königin, bewohnte das geräumigste, die Gärten desselben zogen sich bis zum Flusse hinab; bei ihr versammelten sich jederzeit die andern Prinzessinnen, und also der übrige Hof.

Buckingham lag daran, die Abreise nach Amiens zu verzögern, wie er die Vermählung in Paris in die Länge gezogen hatte; Feste wurden daher auf Feste angeordnet, der Geist des verliebten Herzogs war ungemein erfinderisch in dieser Hinsicht. Die Damen verbrachten die Zeit viel angenehmer als im Louvre; die Ungezwungenheit wurde noch gesteigert, da der König und der Cardinal sich zurück nach Fontainebleau begeben mußten.

Die Königin machte gern Spaziergänge, Buckingham war ihr steter Begleiter. Eines Abends durchschritt sie die langen dunklen Alleen des Gartens, nur von dem Lord Rich und der Herzogin von Chevreuse gefolgt. Plötzlich waren die Vorangehenden verschwunden. Erst nach geraumer Zeit kam die Königin wieder zum Vorschein, bleich und heftig bewegt, sie behauptete, ihren Führer verloren und ihn gesucht zu haben.

Am andern Tage reiste der Herzog nach Bou-

logne ab. Anna äußerte unumwunden zu ihren Damen, wie sie sich freue, von dem Ueberlästigen befreit zu seyn; nichtsdestoweniger erschien er nach drei Tagen wieder im Palaste, warf sich, trotz der Anwesenheit ihrer Ehrendamen, der Königin zu Füßen und überhäufte sie mit den zärtlichsten Ausdrücken.

Anna, von dieser Dreistigkeit in Schrecken gesetzt, befahl ihm, unverzüglich abzureisen, und schenkte ihm zum Andenken zwölf Nesteln von Diamanten, welche sie auf dem Balle der Herzogin von Chevreuse getragen hatte, und die ein Geschenk des Königs waren. Am anderen Morgen gab sie dem Herzog, in Gegenwart des ganzen Hofes, eine Abschiedsaudienz.

Drei Tage nachher war Buckingham nicht mehr in Frankreich.

Der Cardinal Richelieu, welcher von der Scene im Garten Kunde bekommen hatte, berichtete dieselbe dem König. Dieser beschloß, ein strenges Verhör dieserwegen anzustellen. Frau von Chevreuse hatte sich seiner Ungnade entzogen, sie war mit dem Lord Rich nach London gegangen.

Der Cardinal wußte es dem König zu hinterbringen, daß, wie er durch Frau von Chevreuse er-



fahren, in dem Schmucke der Monarchin die zwölf Brillantnadeln fehlten, und dies Geschenk des königlichen Gemahls sich ohne Zweifel in den Händen des Herzogs befinden würde. Ludwig XIII. forderte Beweise.

Richelieu schrieb an Lady Clarik, eine gewesene Geliebte Buckingham's, sie möge doch ihren ganzen Einfluß bei dem Herzog aufbieten, zwei dieser Nadeln zu erlangen. Wären dieselben in ihrem Besitze, solle sie sie ihm senden und dafür 50,000 Francs in Empfang nehmen.

Einige Wochen später erhielt der Cardinal das Gewünschte. —

Der König begab sich nun eines Tages zu seiner Gemahlin und theilte ihr die Kunde mit, daß die Schöffen von Paris im Stadthause einen glänzenden Ball geben würden, daß sie zugegen seyn wollten und daß Anna, um in ihrem ganzen Schmucke zu erscheinen, auch die Nesteln von Brillanten tragen möge.

Die Königin entgegnete — daß Alles nach den Wünschen Seiner Majestät eingerichtet werden sollte.

Der Tag des Balls erschien. Um elf Uhr Abends meldete man die Ankunft der Königin.

Aller Augen richteten sich auf die mit jedem Reize begabte hohe Frau; der König trat ihr ganz nahe und sagte ihr einige schmeichelhafte Worte. Bei dieser Gelegenheit forschte er nach den Nesteln; wer schildert seine Ueberraschung, auf der Schulter und am Busen Anna's glänzten alle zwölf — und doch waren zwei derselben in seinem Besitz! — Der Cardinal stand da wie vernichtet.

War Richelieu ein schlauer Politiker, so war dagegen Buckingham rasch in seinem Thun, und hatte unbegrenzte Macht. Die Sache mit den Brillanten verhielt sich demnach folgendermaßen:

Als der Herzog bemerkte, daß zwei der ihm sehr werthen Nesteln fehlten, glaubte er zuerst an einen gewöhnlichen Diebstahl; nach einiger Ueberlegung indeß fürchtete er nichtswürdigen Verrath. Er ließ zuvörderst den Schiffscapitainen bei Todesstrafe verbieten, unter Segel zu gehen; dann bestellte er bei seinem Juwelier zwei Nesteln, ganz wie die übrigen zehn, mit dem Bemerkten, daß er das Doppelte dafür zahlen wolle, wenn er sie recht schnell anfertigte. Alles gelang vortrefflich; zwölf Stunden vor der Einladung des Königs be-

fanden sich die Brillanten wieder in den Händen seiner Gemahlin. —

Jetzt verlassen wir diesen Hof: Ludwig XIII., Maria von Medicis, Richelieu und Anna von Oestreich, und wenden uns wieder zu unserm Meister Rubens.

Als derselbe zu Brüssel eingetroffen war, richtete er sogleich den Auftrag des englischen Gesandten an die Erzherzogin ins Werk. Diese Dame war eine Spanierin, hatte also großes Interesse an Allem, was Philipp IV., der seit drei Jahren den Thron bestiegen, mit Carl I. abschloß. Sie bat Rubens, in einem Briefwechsel mit Buckingham zu bleiben, während sie die Befehle des Königs von Spanien einholen wollte.

Nach einiger Zeit schrieb der Herzog an Rubens und forderte nun schriftlich das Opfer von diesem, das er mündlich auszusprechen nicht gewagt hatte; er wünschte nämlich, daß der große Meister ihm Gemälde aus seiner herrlichen Galerie verkaufe. Ein Kenner, Namens Blondel, überbrachte dem Maler dieses Schreiben und verwandte dabei seine ganze Beredsamkeit, um den Meister zu diesem Verkauf zu bestimmen. Es gelang endlich, und

große Meisterwerke gingen in den Besitz des Herzogs von Buckingham über. Nach einigen Jahren hatte Rubens die Lücken wieder völlig ergänzt.

Aus dieser Zeit stammen wieder die unvergleichbarsten Schöpfungen des Meisters.

„Eine Anbetung der Hirten, die Enthauptung Johannes des Täufers, eine Kreuzigung, eine Auferstehung“ und viele Andere.

Nach Beendigung dieser Arbeiten verlor Rubens seine Gattin. Ein Grabmal umschloß nun die beiden theuern Wesen, die er auf dieser Welt so unaussprechlich geliebt, und die ihm Gott genommen hatte. Er kniete wieder am Sarge seiner Mutter, um diejenige ebenfalls dorthin zu betten, die ihn über den Verlust der Ersten getröstet hatte. Der Meister verließ endlich die Stätte, wo seine Theuren ruhten — sein Schmerz war unbeschreiblich.

Er reiste nach Utrecht, wo er seinen Freund Cornelius Poelenburg besuchte; blieb dort einige Zeit, schenkte demselben ein schönes Gemälde und begab sich dann nach dem Haag. In jeder Stadt ließ er der Kirche ein Gemälde und den Armenanstalten Almosen.

Zu dieser Epoche beschäftigte sich der große Meister ebenfalls wieder mit der Politik, er besorgte Missionen für die Infantin Isabella; und die höchsten regierenden Häupter legten oft ihr Interesse in seine Hände. Wir bewundern nur den unvergleichbaren Maler, das colossale Genie; aber Vincent von Gonzaga, die Erzherzogin Isabella, Buckingham, Philipp IV., Carl I., schätzten in ihm den gerandten, umsichtigen Diplomaten, den sie bald mit Sehnsucht, bald mit Angst, doch immer mit Enthusiasmus willkommen hießen; denn brachte der Gesandte auch nicht immer günstige Nachrichten, der Künstler ließ nichts zu wünschen übrig.

Es war die Zeit der Günstlinge: Buckingham in England, Richelieu in Frankreich, Olivarez in Spanien, und, als ob Rubens dereinst prophetisch gesprochen hatte, der neue spanische Minister versprach der Regierung Philipp IV. Glanz zu verleihen, obgleich er mit dem Minister Karls I. und Ludwigs XIII. nicht auf gutem Fuße stand. Der König hatte von den Unterhandlungen zwischen Rubens und Buckingham Kunde erhalten, und er wünschte also, die in Frankreich begonnenen Negotiationen fortzusetzen. Die Infantin Isabella glaubte

also keinen besseren Abgesandten wählen zu können, als unseren Maler, der auch wirklich, hinlänglich mit Instructionen versehen, nach Madrid abreiste. Thorheiten, welche Buckingham in Spanien begangen hatte, mußte Rubens wieder ausgleichen. Der englische Günstling hatte sich genöthigt gesehen, plötzlich Philipp IV. Hof zu verlassen; höchst wahrscheinlich waren dort eben solche Gründe vorhanden, wie am Hofe Ludwigs XIII. In Spanien war es freilich keine Königin, der er seine dreiste Liebeswerbung zuwandte, es war die Herzogin von Olivarez, deren Gemahl, als er von Richelieu's Liebe zur Königin Anna von Oesterreich hörte, ganz einfach äußerte: „man muß den Cardinal umbringen lassen;“ dieser war ganz sicher im Stande, auch Buckingham aus dem Wege zu räumen. Die Gesandtschaft, welche Rubens unternahm, war daher doppelt wichtig, er mußte nicht allein einen eifersüchtigen Mann, sondern auch einen mächtigen Staatsmann zufrieden stellen. —

Im Monat September des Jahres 1627 langte Rubens in Madrid an. Er bat den König um eine Audienz, der ihn in seinem Cabinet mit seltener Auszeichnung empfing. Rubens setzte nun

dem Monarchen den Zweck seiner Sendung mit großer Klarheit und Umsicht auseinander. Philipp IV. bewunderte eben so sehr die diplomatischen Kenntnisse des Künstlers, wie es vor zwanzig Jahren der Herzog von Mantua gethan. In einer zweiten Audienz bei der spanischen Majestät traf Rubens den Günstling, den Herzog von Olivarez; auch der Letztere erstaunte über die ausgebreiteten Kenntnisse in der Staatskunde, welche der große Meister an den Tag legte. —

Wenn ihn nicht die Angelegenheiten der Staaten an den Hof riefen, war Rubens emsig beim Malen beschäftigt. Er copirte zwei treffliche Gemälde von Titian, „die Entführung der Europa“ und „Diana im Bade;“ die Originale wollte der König dem Herzog von Galles schenken, der sie sehr bei seinem letzten Besuche in Spanien bewundert hatte. Es ging die Rede, daß er mit der Infantin sich vermählen würde; diese Pläne aber zerfielen und die Originale sowohl, wie die Copieen der Bilder, blieben in Spanien.

Der große Meister lebte achtzehn Monate in Madrid. Als diese Zeit verstrichen war, händigte ihm der König Creditbriefe ein und gab ihm In-

structionen an den Hof von London. Als einen Beweis seiner Gnade und Anerkennung schenkte der Monarch dem Künstler einen kostbaren Brillantring und zwölf wunderbar schöne Pferde. Rubens ging erst nach Brüssel, stattete der Erzherzogin Bericht von seiner Gesandtschaft ab und begab sich dann nach London.

Der Herzog von Buckingham war ebenfalls nach Englands Hauptstadt zurückgekehrt. Die Vermählung des jungen Königs mit der Prinzessin Henriette war vollzogen worden, und der Haß gegen den königlichen Günstling sprach sich allgemein und unumwunden aus. Bald fand sich ein obscurer Mensch, welcher den allgemeinen Widerwillen in einen Dolchstoß vereinte und dem Leben des Herzogs ein Ende machte.

Unser Meister Rubens kannte nun Niemand in London, und da seine Mission die größte Geheimhaltung verlangte, suchte er auch keine Bekanntschaften. Er wünschte, dem Kanzler Cottington einen Besuch abstaten zu dürfen und erhielt die Erlaubniß dazu. Dieser Minister, welcher das emittente Talent des Malers schon so hoch stellte, bewunderte nun auch das gebildete, feine, geistreiche



Benehmen desselben. Er sprach darüber mit Carl I., der dann sogleich den Wunsch äußerte, den Künstler kennen zu lernen.

Wie Philipp IV. in Spanien, so empfing Carl I. den großen Meister überaus huldvoll. Der Monarch war von milder, sanfter Sinnesart, und liebte die Kunst und die Künstler ungemein.

„Ihr habt viele Reisen schon unternommen, Meister, sprach er zu Rubens, wir schätzen uns glücklich, daß Ihr unser Land nicht von Eurer Wanderung ausgeschlossen habt.“

„Sire, schon längst war es mein Wunsch, nach England zu kommen. Auch hatte ich es dem Herzog von Buckingham versprochen, als ich ihn im Jahre 1624 in Paris traf.“

„Ihr habt den Herzog von Buckingham also gekannt, Rubens? fuhr der König mit einem Seufzer fort; es war zu Zeiten ein Narr, doch immer ein edles Herz, nicht wahr?“

„Er war so, wie Ew. Majestät bemerken.“

„Ich habe oft für ihn gekämpft!“ — — Bei diesen Worten erhob sich der Monarch und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, dann trat er wieder zu dem Maler.

„Ihr seyd erst vor Kurzem in London eingetroffen, Meister?“ fragte Carl I.

„Seit drei Tagen, Sire!“

„Ihr kamt von Brüssel?“

„Wo ich mich auch nur einige Tage aufgehalten habe, Sire! Denn ich komme aus Spanien, und beeilte mich, in Ew. Majestät Staaten einzutreffen.“

„Und welche Veranlassung hatte diese Eure Sehnsucht nach unserm Königreiche?“ fragte der König lächelnd.

„Eine sehr natürliche Eitelkeit, Sire,“ entgegnete Rubens bescheiden.

„Und welche?“

„Ich wünschte Ew. Majestät hohe Person zu sehen und hoffte auf die Vergünstigung, Sire, daß Sie es mir gestatten würden, einen Tribut meiner Kunst in England zu lassen.“

„Ihr sollt zuvörderst unser Portrait malen, Meister Rubens, sprach der König mit Herablassung, was Ihr sonst von Euren Gemälden in England lassen wollt, wird uns angenehm seyn, wir nehmen Alles, versteht mich, wie Könige zu nehmen pflegen,“ fügte er gütig hinzu.

„Das ist mehr als ich wünschen konnte, Sire, ich beklage, Spanien nicht eher verlassen zu haben.“

„Ist Spanien kein gastfreies Land?“

„Im Gegentheil, Sire, Ew. Majestät wird sich noch erinnern — —“

„Dank es den Thorheiten Buckingham's, unterbrach der König hier den Maler, wir wurden gezwungen, das Land schneller zu verlassen, als wir dorthin gekommen waren. Man hat es dem Herzog immer zum Vorwurf gemacht, daß er uns mit Philipp IV. entzweite.“

„Vielleicht währt dieser Zwist nicht mehr lange, bemerkte Rubens, um das Terrain zu sondiren, ich glaube, daß Seine Majestät Philipp IV. nichts als ein Vergessen Ihrerseits wünscht.“

„Beschäftigt Ihr Euch auch mit Politik, Meister?“

„Zuweilen, Sire!“

„Und die Kunst leidet nicht darunter?“

„Im Gegentheil, sie gewinnt dabei, Eure Majestät. Ihr verdanke ich, daß ich Seiner Majestät Philipp IV. näher kam und für ihn Gemälde fertigte. Diesem Monarchen verdanke ich es wieder, daß ich hier bin, daß ich nun das Glück haben werde, Eurer Majestät Portrait zu malen.“

„Ihr seyd also nicht einzig des Malens wegen hergekommen, Meister?“

„Ein klein wenig als Maler, zum größten Theile aber als Gesandter.“

„In der That? fragte Carl I., indem er Rubens freundlich anblickte. So redet, Herr Gesandter, redet, ich höre Euch zu.“

„Mit Vergunst also, Eure Majestät. Ich habe von Seiner Majestät König Philipp IV. Instruktionen für Eure Majestät empfangen. Der lebhafteste Wunsch des Hofes von Madrid besteht darin, die Feindseligkeiten beizulegen, welche zwischen ihm und dem Hofe von London obwalten. Ich würde mich für ungemein geehrt und glücklich schätzen, Sire, sprach Meister Rubens, wenn Eure Majestät mich mit Aufträgen in dieser Hinsicht zu versehen geruhen wollten.“

„Das ist schon ein glücklicher politischer Act des Königs von Spanien, erwiederte der Beherrscher Englands, daß er einen so ausgezeichneten Gesandten gewählt hat. Er wußte es wohl, er konnte mir keinen wertheren senden. Befügt Euch zu unserm Minister Cottington, Rubens, unter-

handelt mit ihm, vor allen Dingen aber vergeßt unser Bildniß nicht." —

Der außerordentliche Mann machte sich wieder an sein Doppelgeschäft; er leitete die verwickelten Auseinandersetzungen der Diplomatie, und schuf Meisterwerke der Kunst.

Nach zwei Monaten blieb ihm in London Nichts mehr zu thun übrig. Er hatte gegen zwanzig Gemälde geschaffen: acht Gegenstände aus dem Leben Achills — eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau — einen St. Georg — die Portraits des Königs und der Königin, und neun große Bilder am Plafond zu White-Hall, die Haupthandlungen aus dem Leben Carls I. darstellend. Das leistete der Maler. Der Friedenstractat zwischen den beiden Ländern ward von den beiden Königen unterzeichnet, dies war das Werk des Diplomaten.

Der Beherrscher Englands wollte den großen Meister nicht ziehen lassen, ohne ihm auf würdige Weise seine Werthschätzung zu beweisen. Er schlug denselben, ganz gegen den Gebrauch, im öffentlichen Parlament zum Ritter, überreichte ihm den mit Diamanten reich besetzten Degen, mit dem die Ceremonie vollzogen worden war und fügte dem Wap-

pen des großen Malers einen goldenen Löwen zu. Als Rubens, um Abschied zu nehmen, sich zum Monarchen verfügte, zog dieser einen kostbaren Brillantring von dem eigenen Finger und steckte ihn an den des Meisters, schenkte ihm die Brillantschnur seines Hutes, welche über 10,000 Thaler werth war, und hing ihm eine schwere Goldkette um den Hals, mit dem königlichen Bilde versehen.

So belohnten damals Könige die Künstler!

Der unvergleichbare Meister reiste nun wieder nach Brüssel ab, wo er sogleich der Erzherzogin das Resultat seiner Mission vorlegte. Dann begab er sich nach Madrid, wurde dort ebenfalls zum Ritter geschlagen, und kehrte endlich nach Antwerpen zurück, mit Geschenken und Ehren überhäuft, doch von dem vielen Reisen erschöpft.

Von diesem Zeitraum an gerechnet, war die politische Laufbahn des Künstlers fast als beendet anzusehen; eine kleine Mission nach dem Haag und eine andere an Maria von Medicis und an Monsieur, welche sich Beide nach Brüssel geflüchtet hatten, ausgenommen. Seit Rubens Abreise aus Frankreich hatten sich dort die Dinge wieder anders

gestaltet. Richelieu's Einfluß war mächtig. Der Streit zwischen Mutter und Sohn loderte wieder heftiger auf unter dem verderblichen Hauche des Ministers; Maria von Medicis hatte sich gezwungen gesehen, den Hof zu verlassen und sich nach Compiègne zu begeben, wo Ludwig XIII. sie wie im Gefängnisse hielt; später flüchtete sie, wie schon erwähnt, nach Brüssel.

Nach Antwerpen zurückgekehrt, sehnte sich Rubens nach einer ruhigen Häuslichkeit; er verheirathete sich also zum zweiten Male und wählte zur Gattin Helene Fromant. Er war dreiundfunfzig Jahre alt, und man hätte glauben sollen, daß er sich endlich, nach so vielen Arbeiten und erschöpfenden Reisen Ruhe gegönnt hätte; keinesweges. Diese Organisation war vom Schöpfer bevorrechtet, sie verlor nichts an Kraft. Das erste Bild, welches Rubens nach seiner Zurückkunft in Antwerpen schuf, überstrahlte an Vollendung fast alle Uebrigen. Es stellte Christus dar, wie er unter der Last des Kreuzes fast erliegt. Er malte dasselbe in sechzehn Tagen.

Als der letzte Pinselstrich daran gethan war, kamen die frommen Brüder der Abtey von Affhilig-

hem, die es beordert hatten, und nahmen es in Augenschein. Als der Meister ihnen den Preis dafür nannte, machten sie Schwierigkeiten und meinten: die Zeit der Arbeit wäre allzu kurz gewesen, als daß sie eine solche Summe bezahlen könnten. Rubens behielt das Bild und gab ihnen ein geringeres: „Die Wunder des heiligen Benedict,“ für ihre Abtey.

Der Maler war wieder über alle Maßen fleißig. Er lieferte ein großes Bild in acht Tagen. Immer dieselbe Kraft, immer dieselbe Poesie! Der Mann alterte, der Maler blieb jung. In den Jahren, wo der Gedanke sich schon in Erinnerungen verliert, wo der Körper seine Spannkraft, seine Energie schwinden sieht, wo die Einbildungskraft nicht mehr glühend ist, in diesem Alter hatte Rubens Nichts von dem allen eingebüßt; er war eben so reich im Erfinden, eben so groß, so unerreichbar in der Ausführung. Jeder Ort, der nur eine Kirche, jede Stadt, welche einen Palast aufzuweisen hat, will, wenn auch nur ein Bild, von dem Zauberpinsel des Meisters besitzen! Man drängt sich zu seinem Atelier, man streitet sich um den Besitz der trefflichen Werke. Um allen Nachfragen zu genügen,



um das Unangenehme des Preisbestimmens gehoben zu sehen, setzt er die Preise nach dem Maße, ein solches Maß kostet so viel, ein größeres so viel.

Wie das leicht begreiflich ist, machte diese Art, sich bezahlen zu lassen, großes Aufsehen.

Die Neider und Kritiker schrien. Also war endlich das Ideal im Sinken — er verkaufte sein Genie maßweise, er speculirte mit seiner Kunst; den die ganze Welt bewunderte, er fängt an, sich selbst herabzusetzen! Himmel, was ist aus dem Meister geworden!

Dies Geschrei verhallte wie das Gekrächz vorüberziehender Raben. Rubens verkaufte seine Schöpfungen nach wie vor; wir staunen dieselben noch jetzt, nach Jahrhunderten, an.

Man machte dem Meister auch noch den Vorwurf, daß er seine Schüler zu viel mit arbeiten lasse. Das thaten alle großen Maler. Van Dyk ausgenommen, hat irgend einer derselben etwas geleistet, das man hätte mit den Werken Rubens vergleichen können? Und was wären sie gewesen ohne ihn?

Die Erzherzogin Isabella starb. Rubens war, wie alle großen Seelen, dankbar für den Schutz,

den sie ihm hatte angebeihen lassen, er betrauerte sie demnach aufrichtig.

Philipp IV. wurde durch den Tod dieser seiner Tante Herr der Niederlande; er übertrug die Regierung derselben dem Prinzen Ferdinand, seinem Bruder, der nach dem Siege bei Nordlingen im Jahre 1633 davon Besitz nahm.

Als der Prinz seinen Einzug hielt, mußte er wie ein König empfangen, wie ein Sieger geehrt werden. Die Stadt Antwerpen trug es dem Meister Rubens auf, für den neuen Regenten etwas wahrhaft Prächtiges zu liefern. Dieser machte sich auch sogleich an die Arbeit, und nie noch vielleicht hatte der Künstler sein großes Genie in dessen ganzem Umfange und auf so glänzende Weise entfaltet. Architectur, Malerei und Decorirung im herrlichsten Verein, dazu die höchste Poesie! Zwölf Triumphbogen wurden aufgerichtet, mit Verzierungen, Allegorien, Gemälden und Inschriften versehen.

Fünf Skizzen der Gemälde sind aufbewahrt worden: Die Vermählung Philipps des Schönen, Sohn des Kaisers Maximilian, mit der Prinzessin Johanna von Oestreich — Die Schlacht von Nordlingen — Jason erobert das goldene Vließ —

Herkules besiegt den Drachen der Hesperiden —  
der Siegesjubel nach der Schlacht von Callao.

Als ob eine Krankheit mit Schonung gewartet hätte, bis der unvergleichliche Meister alle diese herrlichen Schöpfungen vollendet hatte, so zeigte sich erst die böse Gicht, als Rubens seinen spätern Lebensabend erreichte. Sie machte ihm so viele Schmerzen und Beschwerden, daß ihm das Gehen sehr schwer wurde. Er konnte also nicht bei dem Doppeltriumphe, den der einziehende Fürst und seine Kunstwerke hervorriefen, gegenwärtig seyn; aber der Bruder Philipps des Vierten beehrte den Maler mit seinem Besuche. Auch Maria von Medicis erschien während ihrer Verbannung oft im Atelier des Meisters, und sprach mit ihm über die von ihm gelieferten Werke im Palaste Luxembourg.

Der Prinz traf Rubens von seinen Kindern umgeben, deren Erziehung er mit vielem Glück leitete. Er sprach mehrere Stunden mit dem Künstler, besuchte dessen Atelier, durchblätterte alle Cartons und nahm von dem Meister Abschied, indem er ihm dieselbe Huld und Gnade zusicherte, welche ihm vormals der Erzherzog Albrecht gewidmet hatte. Nach und nach aber verlor der unerreichte Maler

den Gebrauch seiner Hand. Er war so zu Unthätigkeit verurtheilt; mit dieser stellte sich Mißmuth ein, bald folgte der Tod. Das Bedürfniß, Bilder zu schaffen, war zu mächtig in seinem Leben gewesen; er erlitt Tantalus=Qualen, saß er vor seiner Leinwand, blickte er auf die unbenutzten Pinsel.

Das Leben des Künstlers war groß und herrlich gewesen. Wenn er der Vergangenheit gedachte, sonnte er sich in seinem Ruhme, wie nie ein Künstler zuvor. Auch war es ihm vergönnt, als ihm die letzte, schwere Stunde schlug, alle Die um sich zu versammeln, denen er einen unsterblichen Namen hinterließ. Seit geraumer Zeit hatte er alle Arbeiten, alle Spaziergänge eingestellt; die Tage gingen ihm also nur in seinem Familienkreise dahin. In dieser seiner letzten Lebenszeit waren seine Gedanken nur mit Gott und dem zukünftigen Leben beschäftigt. Zwei seiner Söhne hatten sich dem geistlichen Stande gewidmet: sie waren an seinem Sterbebette. Ein heftiger Gichtanfall endete dies schöne Künstlerleben am 30. Mai des Jahres 1640.

Die Trauer war allgemein. Die Leiche wurde in der Kirche des heiligen Jacob zu Antwerpen beigesetzt. Vor dem Sarge wurde auf einem schwarz-

sammtenen Rissen eine goldene Krone getragen; der ganze Adel, der Magistrat, die Geistlichkeit, die Künstler, und Tausende, welche den Menschen wie den Künstler hoch verehrt hatten, folgten dessen sterblichen Ueberresten zur stillen Gruft. —

Es war gerade vierzig Jahre her, daß Rubens, voll glühender Hoffnung für die Zukunft, nach Venedig abreiste. —

E n d e.